



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Sonnenwende.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(3. Fortsetzung.)

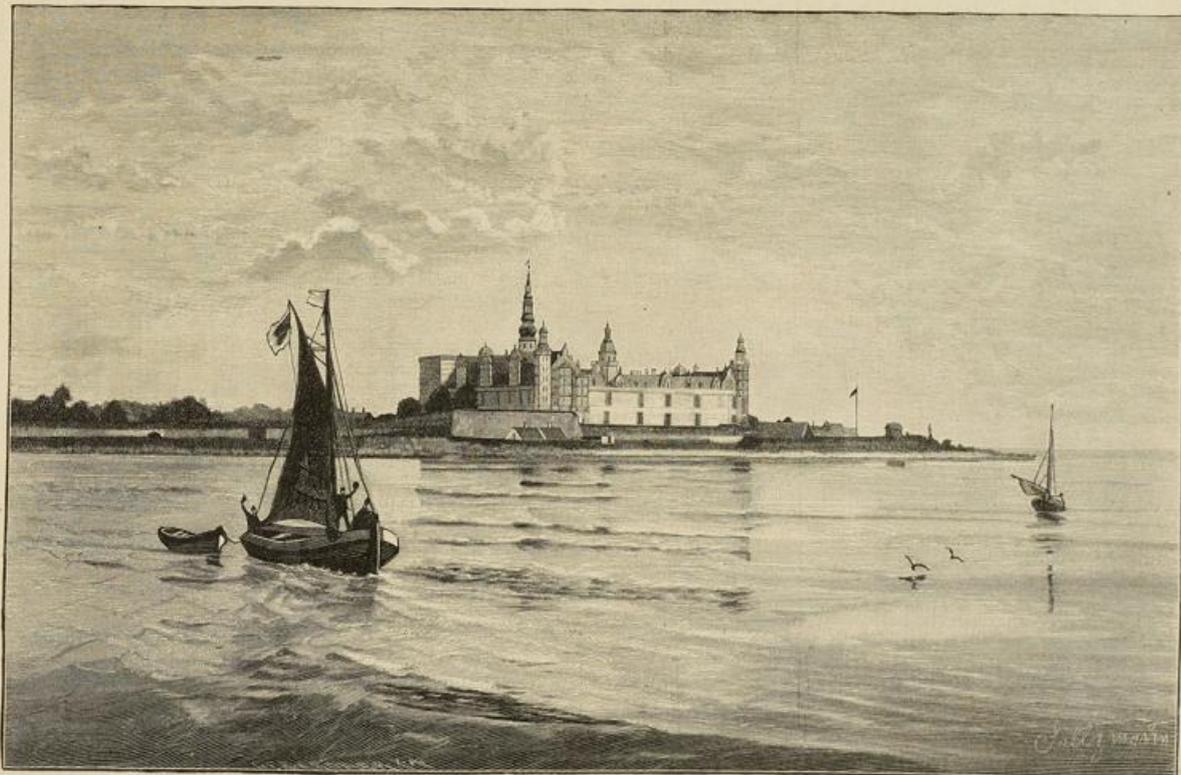
Roman von Marie Bernhardt.

4.

„Ich werde es doch thun müssen!“ sagte der Manenlieutenant Friß von Conventius in gedehntem, elegischem Ton. Von ihm und der Umgebung, in der er sich befand, war wenig zu sehen, — derartig verfinsterten dicke Wolken von Tabaksqualm die Luft. Es war eine lange Pause in der Unterhaltung ein-

getreten, die durch diese Bemerkung des Gastgebers unterbrochen wurde.

„Thun? Was?“ knurrte der Bass des Rittmeisters Thor von Hammerstein dazwischen. Er war noch unsichtbarer als sein Kamerad Conventius, da er es in der Kunst, die tiefsten Ringelwolken



Schloß Kronborg bei Selsingör.
Zeichnung von Karl Salzmann.

von sich zu blasen, entschieden am weitesten gebracht hatte; jetzt theilte er mit seiner großen Hand den Rauch und man konnte für einen Augenblick sein dickes, rundes Gesicht mit dem brandrothen Schnanzbart und den verquollenen Augen sehen.

„Nun — eben, — zur Antrittspredigt meines Vettters Reginald in die Lukaskirche gehen.“

„Donnerwetter!“ fuhr der Lieutenant Gründlich heraus, und die braun und weiß gefleckte Hühnerhündin des Gastgebers, die unter dem Tisch in einen tiefen Schlaf versunken gewesen, begleitete den Fluch mit einem schmerzlichen Geheul, — der Lieutenant hatte ihr in seiner Erregung unversehens einen Fußtritt gegeben.

„Na, so nehmen Sie sich doch aber in acht, Gründlich! Sei ruhig, Zulchen, der Onkel hat's nicht gern gethan!“

„Sie müssen wirklich mehr an die Beine Ihrer Nebenmenschen denken, Gründlich!“ fiel Thors Bassstimme dazwischen; er hatte seine langen Beine so weit wie möglich von sich gestreckt und ebenfalls sein Theil abbekommen.

„Nebenmenschen ist wunderschön gesagt, Parsifal!“ erwiderte Conventius. „Quittire dankend in Zulchens Namen, — sie nimml's bei ihrer hochgradigen Intelligenz allerdings mit manchem Menschen auf. So, fuch dich, Zulchen, sei gutes Thier, — hat dich die schwere Reiterei so arg getreten?“ Die Hündin hielt die Pfote hoch und reichte sie dem Lieutenant hin wie ein Kind, das sich von seiner Mutter trösten lassen möchte. „So, — so — o — o! Alles in Ordnung, Alte, nicht wahr? Ich bitt mir's aus, Gründlich, daß Sie ein andermal etwas leiser treten! Was hatten Sie sich denn überhaupt so kräftig zu verwundern?“

„Und das fragen Sie noch? Erlauben Sie mal, — wenn Sie freiwillig in die Kirche gehen . . .“

„Ich habe Ihren Verstand übertaxirt, mein Guter! Ich war der einfältigen Meinung, Sie müßten hierfür eine Art von Verdandniß entfalten! Parsifal, was sagst Du?“

Der Angeredete, wieder gänzlich von Rauch verdeckt, that erst noch ein paar kräftige Züge und griff dann nach einem Bierglase, das vor ihm stand und seine beliebte „Mischung“ enthielt: Cognak und Portwein, halb auf halb.

„Na,“ kam es endlich brummend heraus, „hingehen müßt Du wohl!“

„Ich sollt' es denken! Und Ihnen, Gründlich, würde es durchaus nichts schaden, wenn Sie mich begleiteten! Denken Sie denn, mein Vetter hält Predigten wie eine Wasser-suppe?“

„Ihr Vetter ist ein schöner Mensch — aber — na, was anderes wird er auch nicht zu predigen wissen wie die übrigen.“

„Und ich sag' Ihnen, er ist ein schneidiger Mensch, der Feuer und Leben in Gottes Wort zu bringen versteht — abgesehen davon, daß er sonst noch ein famosser Kerl ist und ich ihm so viel verdanke. — Wo haben Sie denn übrigens jemals Gelegenheit gehabt, etwas vom Predigen zu sehen und zu hören?“

„Ich? Ach, ich hatte da 'mal solch' hübsche Cousine auf dem Lande . . .“

„Aha! Sehen Sie, unreines Gefäß, das Sie sind, dazu war Ihnen die Kirche gut genug. Pfu! Und dabei haben Sie, Ihrem edlen Namen zum Trost, nicht 'mal die Sache gründlich betrieben, denn Sie schleichen allein durchs Leben!“

„Schleichen? Ich? Bei meinem schneidigen Tritt?“

„Jawohl, schneidig! Mein Zulchen wird an diesen Tritt noch lange denken! Wo ist die Cousine geblieben?“

Gründlich zog die Schultern hoch.

„Weiß ich's? Sie nahm nachher einen Gutschpächter — war ein nettes Mädel —“

„Der Pächter?“

„Dummheiten! Na, und seitdem hab' ich sie nicht mehr wiedergesehen.“

„Gründlich, Sie sind ein gründlicher Don Juan! Und eben um dieser an sich verfluchten Eigenschaft willen sollten Sie uns, Thor und mich, schlankweg übermorgen in die Lukaskirche begleiten.“

„Was?“ fuhr der lange Rittmeister aus seinem Phlegma auf. „Ich soll auch mitkommen? Könnte mich grämen!“

„Weit,“ fuhr Conventius unbeirrt mit erhabener Stimme fort, „eine ganze Anzahl sehr hübscher und junger Mädchen sich ohne Zweifel zu eben dieser Antrittspredigt in eben diese Lukas-kirche begeben wird und Ihre profanen Augen Gelegenheit zu

gründlichen Studien bekommen dürften. Wenn dabei noch ein Stückchen Moral in Ihrem verloderten Busen Wurzel fassen sollte . . . wach' ein Triumph für meinen Vetter! Meine neulich Cotillontänzerin, diese reizende Annie Gerold, — ich weiß nicht Parsifal, ob Du Dich ihrer noch erinnerst — eine kastanienbraun Haarfarbe — weißes Kleid — La France-Rosen — und —“

„Ja doch! Zum Donnerwetter, ich erinnere mich! Nun also, mach' weiter!“

„Die kommt also bestimmt auch hin, sie hat es mir selbst gesagt!“

„Hm! hm!“ machte der Rittmeister und starzte ganz tief sinnig in sein leeres Glas. „Predigt er sehr lange — Dein Vetter?“

„Na, einschlafen wirst Du nicht, mein lieber Alter, bei solcher Augenweide! Die Blumenmädchen, die Deinen klugen Namensvetter in der Wagner'schen Oper umgaukeln, können es sicher nicht mit dem hiesigen Damenflor aufnehmen! Also Du kommst?“

„Mit Wellgunde bin ich zu zwei'n!“

Und Sie, Gründlich?“

„Na, ich weiß noch nicht, werde mir's überlegen!“ Der Lieutenant stand auf, gähnte herzhaft und dehnte seine etwas dürren Gliedmaßen, wobei er von einem Fuß auf den andern trat — mit einiger Vorsicht, um Zulchen nicht aufs neue zu beschädigen.

„Was — Sie gehen schon, Gründlich?“ brummte Thor.

„Am Ende komme ich auch mit Ihnen; hast Du noch Stoff vorrätig, Conventius?“

Der Angeredete nahm eine Flasche vom Tisch und hielt sie gegen das Licht. „Der Portwein ist hin, Du hast ihn bis auf den letzten Tropfen durch Deine unerfättliche Gurgel rinnen lassen! Aber Cognak ist noch zu haben!“

„Danke schön! Ich komme lieber ein andermal wieder, wenn Du frische Zufuhr hast. Wo sind Deine Cigarren hingelommen?“

„Dicht vor Dir auf dem Tisch stehen sie!“

„Kunststück, bei dem Quakm was zu sehen! Auf Wiedersehen denn übermorgen in der Lukaskirche.“

„Man wird sich kurios genug da drin ausnehmen!“ Gründlich zog sich, während er dies sagte, den Wassenrock zurecht und langte nach seinem Paletot. „Und übrigens, was das schöne Mädel betrifft, diese junge Gerold, so fürchte ich, unsere Waffe hat verflucht wenig Aussichten bei ihr, — sie sah neulich heillos vergnügt aus zwischen den zwei Civilisten, die sich, wie mir's schien, beide etwas angefangt hatten.“

„Unfinn!“ murkte Thor dazwischen.

„Sie meinen, wenn eine so herztürmende Persönlichkeit wie die Ibrige, noch dazu in der Wanka, in die Schranken tritt, verschwindet alles einfarbige Tuch wie Schnee an der Sonne.“

„Ich weiß doch aber nicht, lieber Hammerstein! Dies junge Fräulein hat eine ganz erstaunliche philosophische und klassische Bildung erhalten, ihr Vater war ein Stockgelenker, die alte Schwester, mit der sie lebt, liebt ihren Kant und Schopenhauer wie unser-eins die Bibel. Haben Sie von diesen Herren je etwas gehört?“

„Gründlich, lassen Sie ihn in Frieden! Sie sind ja heillos genau auf dem laufenden!“

„Halte ich für meine Pflicht, Bester! Bei einem schönen Mädchen muß unereins stets wissen, woher und wohin. Adieu denn!“

Die beiden griffen nach Säbel und Kopfbedeckungen und verliehen flirrend und rasselnd die „Bude“.

Der junge Conventius ging ein paar Mal gedankenvoll auf und nieder, ließ sich dann nachlässig auf seinen Klavieresfel fallen und schlug leise mit der rechten Hand auf den Tasten Lohengrins Erzählung an:

„Im fernen Land, unahbar euren Schritten —“

Allmählich kam auch die Linke dazu, die heretische Melodie schwoll an, wurde immer volltöniger und mächtiger. Der Lieutenant war ein vielseitig begabter Mensch: er zeichnete sehr hübsch, hatte viel Sprachtalent und spielte gut Klavier — zumeist nach dem Gehör, denn er war sehr sorglos in der Pflege seiner Gaben und viel zu bequem, sich eine große Technik anzueignen.

Zulchen hatte sich, da die Thür zum Schlafzimmer geschlossen war, in den entferntesten Winkel zurückgezogen und saß nun dort mit still ergebenem Gesicht. Sie liebte die Musik gar nicht, wußte aber, daß Heulen ihr nicht gestattet war und unnachlässiglich mit

schmerzhaftem Zerren an ihren lang herabhängenden Ohren gestraft wurde.

Jetzt klopfte es leise an die Thür und das rothe, runde Gesicht eines Burschen wurde sichtbar.

„Wit' um Verzeihung, Herr Lieutenant, aber Frau Lehmann ist hier — Herr Pfarrer möchte gern den Herrn Lieutenant sprechen und fragt an, ob es hier oder oben genehm wäre.“

Der Lieutenant warf einen raschen Blick auf das mit blauem Rauch erfüllte Zimmer, die geleerten Gläser und Flaschen, die Cigarrenreste auf dem Tisch, die Lampe, die wie in einem Dunstkreis brannte, und erwiderte:

„Ich lasse grüßen und würde in zwei Minuten oben sein!“

Er ging hastig in sein Schlafzimmer, warf den Hausrock ab und tauchte Kopf und Hände in eine große Waschkübel; nachdem er dies Manöver prustend und ächzend mehrmals wiederholt und sich mit einem groben Tuch getrocknet hatte, trat er vor den Spiegel, zog den Kock wieder an, band die Kravatte fester und strich sich das Haar zurecht. Dann schellte er nachdrücklich.

„Kruschewsky, Du lästest hier gehörig, aber gehörig — verstanden? Wenn ich herunterkomme, und ich rieche noch ein Atom von kaltem Tabak, so dreh' ich Dir das Genick um!“

Mit dieser menschenfreundlichen Ermahnung stieg der Lieutenant, von Zulchen begleitet, die Treppe hinan.

Eine freundliche alte Frau mit einem guten, faltigen Gesicht unter einer schneeweißen Haube öffnete ihm die Thür — Frau Lehmann, Reginalds Amme, die ihr heimatliches Dorf, ihre Kinder und Enkel verlassen hatte, um ihren Liebling in der großen, fremden Stadt nicht ganz allein zu lassen. — Die beiden, Fritz und die Lehmann, konnten einander gut leiden und lachten sich freundlich an.

„Gehen Sie mir gleich hinein, Herr Lieutenant, er ist vorn und wartet auf Sie! Mein Gott, Sie sehen ja so roth aus im Gesicht — Sie werden doch nicht krank sein?“

„Bewahre, liebe Frau Lehmann! Ich bin bloß aus Freude erröthet, Sie wiederzusehen! Komm', Zulchen!“

Das hellerleuchtete, sauber aufgeräumte und von Blumenduft durchzogene Zimmer, das der Mann jetzt betrat, stand im schärfsten Gegensatz zu der „Bude“, die er soeben verlassen hatte. Alte, gediegene Möbel standen an den Wänden umher, ein großer, heller Teppich bedeckte den Fußboden; über dem Sofa hing das lebensgroße Brustbild einer sehr schönen blonden Frau, der Reginald auffallend ähnlich sah.

Er hatte mit einem Buch neben der Lampe am Tisch gelesen und reichte seinem Vetter freundlich die Hand.

„Guten Abend, Fritz! Seh' Dich! Kann' ich Dir etwas zu rauchen und zu trinken anbieten? Nein? Nun, wie Du willst! Guten Abend, Zulchen!“

Die wohlgezogene Hühnerhändin hatte dem Pfarrer eine Pfote hingereicht, und er schüttelte sie ihr wie einer guten Freundin.

„'s ist doch höllisch gemüthlich bei Dir, Regi!“ sagte der Lieutenant mit einem tiefen Athenzug, indem er sich behaglich in seinem Sessel dehnte.

„Höllisch ist für einen Geistlichen nicht ganz kommentmäßig, Fritz!“ sagte der Pfarrer lachend. „Und warum, wenn Dir's bei mir so gefällt, kannst Du Dir nicht unten dieselbe Gemüthlichkeit schaffen?“

„Das leiden schon die Kameraden nicht, denen ist am wohlsten, wenn angerauchte Cigarren und Karten und Gläser und Reitpeitschen bunt durcheinander gemengt sind. Du hast im ganzen wenig Besuch.“

„Bitte sehr! Soeben habe ich einen gehabt, noch dazu einen wichtigen.“

„Damenbesuch?“ fragte der Lieutenant gespannt.

„Nein, Du frivolster Mensch, nichts so Bartes! Wie sollte ich wohl auch dazu kommen?“

„Seh' Dich nur erst als wohlbestallter Seelsorger an der Lukasikirche fest, und Du sollst sehen, wie Dir die anmüthigen Beichtkinder zustiegen werden! Ein bildhübscher Keel wie Du — sag', siehst Du denn nie in den Spiegel?“

„Natürlich, Frischchen! Allein — ich kann nicht sagen, daß mich das, was ich da zu sehen bekomme, sehr entzückt! Ich bin erstens nicht mein eigener Geschmack — und dann —“

„Nun?“

„Ich denke, das, was den Damen gefällt, ist ein ganz anderes

Genre, als das meinige. — das interessante, fesselnde, ein wenig düstere, das ihnen halb Furcht einflößt und sie doch unwiderstehlich anzieht. . .“

„Sieh, was der geistliche Herr für Studien auf diesem Gebiet macht!“ lachte der Vetter. „Sold' ein Gesicht, wie Du es da beschreibst, paßt ja Zug für Zug auf diesen Maler, den Professor Delmont, den wir neulich bei Wenlands sahen.“

Die Augen der beiden Vettern trafen ineinander, und der Offizier merkte zu seinem ungemessenen Erstaunen, daß der Herr Pfarrer verlegen war — seinem raschen Begriffsvermögen dämmerte etwas wie eine Ahnung auf, und frisch entschlossen feuerte er geradeswegs auf das Ziel zu.

„Deine schöne Tischnachbarin von Weglands wird sicher Deine Ansicht nicht theilen. Du weißt, ich war ihr Cotillontänzer — sie hat kein einziges Wort über Delmont zu mir gesagt, dagegen sich angelegentlich nach Dir erkundigt!“

„Wirklich? Hat sie?“

„Ja — und daß sie bestimmt zu Deiner Antrittspredigt kommen will. Du wirst sie da wohl alle wiedersehen, die lieben kleinen Mädchen vom neulichen Abend. Wird es Dich nicht verwirren, all diese neugierigen Neugierlein auf Dich gerichtet zu sehen?“

„Nein, Fritz! Ich habe dann an Wichtigeres zu denken als an Mädchenaugen!“

Der Mann ließ sich nicht so leicht irremachen.

„Ja, aber dieses Fräulein Gerold hat denn doch ein Paar ausgeführter Augen im Kopf. Vetter noch eins! Wenn die so sonnenhell und freundlich dreinsehen. . . 's wird einem doch kurios so um die linke Gegend herum! Die Kameraden wollen alleammt Visite schneiden — die Gerolds sollen ein sehr hübsches Haus machen, haben auch viel Vermögen — schade, daß die Saison vorbei ist!“

„Ich habe mir auch vorgenommen, dort meinen Besuch zu machen!“ Conventius hatte den Blick niedergeschlagen und spielte mit der Quaste an der Tischdecke.

„Den Mann hat's!“ dachte der Lieutenant und musterte seinen Vetter mit einem ganz neuen Interesse. „Seh' einer den Dackmäuer an! Ist noch nicht recht warm hier geworden und verliebt sich stotweg in das schönste Mädchen, das uns hier vor die Augen gekommen ist! Gut, daß ich das weiß! War selber auf dem besten Wege, mich gehörig ansengen zu lassen. Na, davon kann natürlich jetzt gar keine Rede mehr sein! Regi hat die Vorhand, und wir blasen in aller Stille zum Rückzug. Was der geistliche Herr für einen auserlesenen Geschmack entwickelt! Ein schönes Paar giebt das ab! Sie wird doch kein Kärrchen sein und dieses Prachtexemplar von einem Menschen zurückweisen? Er hat sie mit diesem Professor im Verdacht, und wenn ich mich recht besinne, wie angelegentlich die zwei mit einander redeten, trotzdem er eigentlich Hertha Kreuzer, das kleine Affengesicht, zur Dame hatte. . . dummes Zeug! Warten wir's ab! Jedenfalls lege ich mich als liebenswürdiger Vetter in Reginalds Namen auf die Lauer!“

Wirkartig waren diese Gedanken durch des jungen Mannes Sinn gegangen, während er ganz gefest erwiderte:

„Du wirst sehr wohl daran thun, bei Gerolds Besuch zu machen. Fräulein Annie liebt ihre ältere Schwester schwärmerisch, und da diese Dame Geist und große Kenntnisse besitzen soll, dürftest Du ihr besser gefallen und mehr Eindruck auf sie machen als unsere gesammte Ulanenpracht!“

Reginald machte eine Bewegung, die sagen zu wollen schien, daß ihm daran nichts liege, und es trat eine kurze Stille ein, die Fritz endlich mit den Worten unterbrach:

„Du sprachst von einem Besuch —“

„Ja, ja, ganz recht. Entschuldige, Fritz! Es war der Grund, weshalb ich Dich heraufbitten ließ — und nun hatte ich ganz vergessen —“

Welch ein Neuling in der Verstellungskunst! Der schöne, stattliche Mann war verlegen wie ein Kind; es gehörte wahrlich nicht viel Menschenkenntniß dazu, in seiner Seele zu lesen!

„Also, vor einer Weile war der Gefängnisdirektor Warner hier, ein verständiger, geheimer Mann; wir hatten eine sehr lange Unterredung miteinander, und da Du besonders für diesen Zweig meines Berufs Interesse gezeigt hast, so wollte ich Dir mittheilen, was ich heute erfahren habe.“



Die Gänsewiese.

Nach einem Gemälde von P. J. Mefferichmitt.

Photograph in Verlag von Thurnagel & Co. in München.

„Nur zu, Freundchen! Ich kann es nicht leugnen, daß es zunächst die profane Empfindung der Neugier ist, die mich beherrscht — wie nämlich Du, vor dem ich im übrigen alle Hochachtung habe, Dich einer Aufgabe, die doch soviel Gewandtheit und Seelenkunde erfordert, gewachsen zeigen dürftest!“

„Ja — darauf bin ich selbst neugierig!“ entgegnete der Prediger ruhig. „Jedenfalls werde ich thun, was in meiner Macht steht.“

„Hat Dich der Direktor mit Deinen neuen Pflichten als Gefängnisprediger bekannt gemacht?“

„Gewiß! Er hat mir gesagt, wann allgemeine Andachten gehalten werden, und wer dazu zugelassen wird, wer nicht. Er hat mir in allgemeinen Zügen ein Bild des Sinnes und des Geistes, der unter diesen meinen neuen Pflichtbefohlenen herrscht, entworfen — zu Dir im Vertrauen gesagt, Friß: mein Vorgänger im Amt hat sich's ungeheuer bequem mit seiner Aufgabe gemacht, er hat fast alles, was ihm unangenehm war — und dies war sehr viel, wie ich Dir kaum zu sagen brauche — von sich abgeschüttelt und ist eigentlich nur dem Namen nach Gefängnisgeistlicher gewesen. Nach des Direktors Aussage, die mir frei von Uebertreibung zu sein schien, muß eine ungläubliche Rohheit und Verwilderung unter diesen verkommenen Menschenkindern Platz gegriffen haben.“

„Armer Reginald! Diese Bande wird Dir schwer zu schaffen machen! Ich bitte Dich um alles, laß einmal Deine liebenswürdige Milde und Duldsamkeit beiseite und geh' mit den Kerlen schneidig ins Zeug; droh' ihnen mit Höllestrafen und ewiger Verdammniß, mit jüngstem Gericht und Teufeln, daß ihnen die Haare zu Berge stehen! Hast Du denn viele schwere Verbrecher?“

„Leider ja! Einbrecher und Diebe, Falschmünzer, Brandstifter — wir leben in einer bösen Zeit! Ein Fall namentlich, von dem mir der Direktor sprach . . .“

„Was ist das für ein Fall? So etwas reizt mich ganz ungemein!“

„Das wußte ich! Also, es liegt schwerer Raubmord vor. Der Thäter, ein gewisser Schönfeld — er hat oft andere Namen angenommen, in Berlin nannte er sich Heller, in London Deaks, glaube ich — ist ein Mensch gefährlicherer Sorte und steht im allerdingendsten Verdachte, das Oberhaupt einer ganzen, wohlorganisirten Bande zu sein, die in verschiedenen großen Städten ihr Unwesen treibt — Anarchisten, Umsturz männer der schlimmsten Art. Der Mensch, der den Eindruck eines gebildeten Mannes im oberflächlicheren Sinn machen soll, verweigert hartnäckig jede Anskunft über seine Mitschuldigen, leugnet aber die That selbst keinen Augenblick, was ihm freilich auch nichts helfen würde, da er unmittelbar nach derselben am Ort des Verbrechens selbst ergriffen wurde und seine Urheberschaft zweifellos erwiesen ist. Er behauptet, die That ganz allein vollführt zu haben, eine Aussage, die durch verschiedene klar am Tage liegende Umstände offenbar zur Lüge gestempelt wird. Er hat sie beschworen, aber natürlich einen Meineid geleistet, von dem Bestreben befeelt, nicht den Angeber zu spielen. Die Geschworenen konnten nicht anders als ihn zum Tode durch Henkershand verurtheilen — jetzt ist das Gnadengesuch — nicht auf Antrieb des Verbrechers — an Se. Majestät abgegangen, ich fürchte aber, es wird abschlägig beschieden. Er selbst soll völlig mit dem Gedanken vertraut und zufrieden sein, einen so schimpflichen Tod erleiden zu müssen, und eine Verlängerung seines Daseins weder erwarten noch wünschen. Den Ärzten, die ihn beobachteten, in der Bemuthung, es könne Trisinn vorliegen oder während der That zeitweilige Geistesstörung stattgefunden haben, hat er kurz und trocken erklärt, sie möchten sich nicht weiter bemühen — er sei ebenso richtig und klar im Geiste wie die Herren selbst, er habe damals genau gewußt und wisse auch jetzt, was er gethan habe und welche Folgen sein Verbrechen nach sich ziehe. Wirklich sind seine Antworten, insofern sie nur seine eigenen Angelegenheiten betrafen und seine Helfershelfer ganz aus dem Spiel ließen, von einer derartigen Folgerichtigkeit und Sicherheit gewesen, daß von irgend welcher Entschuldigung durch Krankheit nicht entfernt die Rede sein konnte.“

„Hat er keine Angehörigen, von deren Einfluß auf ihn etwas zu erwarten wäre?“

„Eine einzige Schwester, eben die, welche das Gnadengesuch für ihn eingereicht hat. Sie lebt in Ungarn, die Geschwister sind seit langen Jahren außer allem Zusammenhang, die Frau hat

eine zahlreiche Familie, lebt in beschränkten Verhältnissen und ist nicht in der Lage, hierherzukommen, um ihren Bruder zu sehen. Sie traut sich überdies nicht den geringsten Einfluß auf ihn zu, auch hat er erklärt, sie keinesfalls wiedersehen zu wollen, es hätte gar keinen Sinn, sie kommen zu lassen.“

„Hat er die That aus Noth begangen?“

„Allem Anschein nach nicht aus persönlicher Noth gerade. Es ist den Richtern, so kurz und vorsichtig der Verbrecher auch in seinen Antworten war, zweifellos klar geworden, daß er Aufwieglern und Volksverberbern in die Hände gefallen und, vermöge seiner nicht wegzuleugnenden Begabung, seiner Bildung und eines gewissen zwingenden Einflusses seiner ganzen Persönlichkeit, ein höchst gefährliches Werkzeug dieser Leute geworden ist. Er besitzt nicht unbedeutende kaufmännische Kenntnisse, hat in jungen Jahren mehrfach in Comptoiren gearbeitet und stand nicht ganz ohne Mittel da, als er die That beging.“

„Wer war es denn, den er gemordet hat?“

„Eine sehr reiche, sehr hartberzige alte Dame, vom bösenartigen Geizteufel besessen, ein Wesen, das niemand liebte und dessen einziger Genuß darin bestand, Schätze zusammenzuscharren, wobei die Wahl der Mittel ihr ganz gleichgültig war. Sie hat Bücher der schlimmsten Art getrieben und ist mehrmals nahe daran gewesen, mit dem Strafgesetzbuch in allernächste Berührung zu kommen. Schönfeld behauptet, durch ihre Beseitigung eine gute That vollbracht und die Welt von einem Scheusal befreit zu haben. Es thäte ihm nur leid, ihr Geld nicht in Sicherheit gebracht und ‚vertheilt‘ zu haben, wie es seine Absicht gewesen wäre. Es scheint, daß seine Spießgesellen mit einem Theil des Raubes das Weite gesucht und ihn, der bei den Werthpapieren beschäftigt war, noch rechtzeitig gewarnt haben. Er war aber gerade dabei, eine Anzahl von Schuldschreibungen, meist mittellose Leute, die er aus dem feuerfesten Geldschrank hervorgeholt hatte, zu zerreißen, glaubte wohl auch die Gefahr nicht so nahe und verließ sich auf seine große Gewandtheit . . . es half ihm aber alles nichts, man faßte ihn, als er im Begriff war, aus einem Hinterfenster zu klettern — er feuerte noch zwei Schüsse aus seinem Revolver ab, verwundete einen der verfolgenden Polizisten schwer, den andern leicht und wurde nach einer zweifelnden Gegenwehr überwältigt und schwer gefesselt davongeführt.“

„Donnerwetter!“ Der Lieutenant schlug mit der Faust auf den Tisch, sprang auf und fing an, ganz erregt im Zimmer auf und abzulaufen. „Wie der Kerl es noch verstanden hat, sich förmlich mit einem Nimbus von Helldunkel zu umgeben! Stiehlt nicht für sich selbst, sondern für andere! Mordet einen alten Geizdrachen, an dem die Welt keinen Pfifferling verliert! Zerreißt die Schuldscheine armer Leute, damit die nicht noch nachträglich in die Patsche gerathen! Will seine Gefährten um keinen Preis nennen! 's liegt so was von Großartigkeit in all dem! Ja, zum Teufel — wenn diese Erzstanaille —“

„Wenn ich Dich bitten dürfte, Friß! Wär' Dir's nicht möglich, etwas weniger zu fluchen?“

„Ach so! Das kommt davon, Regi, daß Du im gewöhnlichen Leben so gar nichts von einem Pfaffen, wollte sagen Prediger hast! — Nimm's nicht übel, daß ich dazu aus vollem Herzen Gott sei Dank sage! Solche Leute, die mit der Miene von Heiligen unter uns profanem Volk herumwandeln, sind mir ein Greuel! Aber genug davon! Dieser Kerl, dieser Schönfeld! Und dies Galgenfrüchtchen sollst Du nun mit geistlichem Zuspruch erbauen?“

„Ich soll, und ich werde es — trotzdem er als einzige Bitte an den Direktor den Wunsch ausgesprochen hat, man möge ihn mit der Geistlichkeit verschonen!“

„Eine hübsche Aufgabe für Dich, Freund und Vetter! Ich möchte diesen Schönfeld, alias Heller, alias Deaks, wohl kennen lernen! Fast wollte ich, ich wäre an Deiner Stelle!“

Der Prediger mußte lächeln.

„Ob dabei etwas Vernünftiges herauskäme?“

„Weiß ich nicht! Himmlische Freuden würde ich ihn nicht in Aussicht stellen, vielmehr die ausgefuchtesten Qualen, die ein solcher niederrächtiger Satansbraten —“

„Friß!“

„Ja, ja, ich möchte mich schon, obgleich diese Sache eine gewisse Dürbheit in der Bildersprache entschieden begünstigt. Nun sag' mir nur noch: wie lange hat denn der Kerl noch zu leben?“

„Das wußte selbst der Direktor so genau nicht! Vielleicht zwei Monate — vielleicht auch drei!“

„Und wann wirst Du ihm Deinen ersten Antrittsbesuch abstatten, mein Lieber?“

„In künftiger Woche — er ist jetzt heißer, erkältet, und der Arzt behandelt ihn; ich will erst warten, bis er gesund ist.“

„Um! Und Du kannst mich nicht dorthin mitnehmen — als — als — sagen wir: als Deinen geistlichen Beistand?“

„Frei, frei! Zu solch einem Posten fehlt Dir, fürchte ich, nicht mehr als alles!“

Der Lieutenant sah etwas unruhig aus.

„Nun — ich will Dir was sagen — ein Heiliger bin ich natürlich nicht . . . aber für einen so ganz hartgeklopften Sünder

brauchst Du mich darum doch nicht zu halten. Ich hab' Dir's schon immer mal unter vier Augen sagen wollen — was brauchen denn schließlich die Kameraden zu wissen, wie man über solche Dinge denkt? Man braucht darum noch lange nicht . . . na, Du wirst's ja wissen, Regi, wie ich's so eigentlich meine!“

Und mit diesem unvollkommenen Glaubensbekenntniß schüttelte Fritz von Conventius, der immer verlegener geworden war, seinem geistlichen Vetter heftig die Hand, drehte sich auf dem Absatz herum, pfliff nach Zulchen und verließ mit raschen Schritten das Zimmer.

Reginald sah ihm eine kleine Weile nach und lächelte freundlich, dann nahm er sein Buch auf und vertiefte sich von neuem in seine Lektüre. (Fortsetzung folgt.)

Karl Peters.

Im Jahre 1883 lebte in London ein deutscher Privatgelehrter, ein Doktor der Philosophie, Karl Peters, der in der Millionenstadt volkswirtschaftlichen Studien oblag. Er nahm einen regen Antheil an den Berichten, welche über die neue koloniale Bewegung in seiner Heimath durch die Presse veröffentlicht wurden, mußte aber mit Bedauern wahrnehmen, daß die in solchen Dingen erfahrenen Engländer über den Mangel an Unternehmungsgier und Thatkraft bei den Deutschen spotteten.

Andererseits konnte er sich aber der Erkenntniß nicht verschließen, daß die Engländer zu ihrem abspredhenden Urtheile eine gewisse Berechtigung hatten. Gab es damals doch in Deutschland noch wenig einflußreiche Männer, welche meinten, es genüge, das Volk zunächst über koloniale Fragen nur aufzuklären, um später erst, im 20. Jahrhundert, mit der praktischen Kolonisation zu beginnen.

Peters dachte anders, und, von dem Drange erfüllt, seine Anschauungen über die kolonialpolitische Aufgabe Deutschlands zur Geltung und womöglich zur praktischen Ausführung zu bringen, begab er sich nach Berlin. Dort aber belästelte man in maßgebenden Kreisen den jugendlichen Eifer des noch nicht dreißigjährigen Veisiporns und nahm seine Vorschläge nicht für ernst. Aus England hatte er einen fertigen Kolonisationsplan mitgebracht, nach welchem er über den Sambesi, Schire und Nyassasee nach Mittelafrika vordringen wollte. Als nun die Regierung seine Eingabe, in welcher er seine Pläne auseinandergesetzt und um staatliche Förderung gebeten hatte, unbeantwortet ließ, setzte er sich mit Leuten von kolonialfreundlicher Gesinnung in Verbindung, und es gelang ihm schließlich, eine „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“ ins Leben zu rufen, welche den Zweck verfolgte, auf dem Hochplateau von Südafrika deutsche Ackerbaukolonien zu gründen, was sich aber sehr bald als unausführbar erwies. — Trotz dieses Mißerfolges gewann Peters später den Vorstand seiner Gesellschaft für Erwerbungen in Ostafrika. Er erhielt den Auftrag, nach Uagara, welches Stanley in seinen Werken so sehr gepriesen hatte, zu reisen und dort Land für deutsche Kolonisten zu erwerben.

Die Aufgabe war nicht so leicht, denn die Engländer und der Sultan von Sansibar hätten nimmer unthätig dem Vorgehen der Deutschen zugehört, wenn ihnen dieses bekannt geworden wäre. Die Erwerbung mußte darum im geheimen vorbereitet werden. Dazu kam, daß man nur über geringe Mittel verfügte. Die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“ hatte mit Rüge 65 000 Mark zusammengebracht; das war gerade Geld genug, um eine größere Expedition nach Afrika auszurüsten; aber doch aller Erfahrung nach zu wenig, um damit eine Kolonie zu begründen. Peters trat jedoch nicht zurück.

Er und seine Begleiter suchten die öffentliche Meinung auf falsche Spur zu leiten, gaben vor, daß sie nach Westafrika abgedampft seien, und reisten in Wirklichkeit unter angenommenen Namen nach Sansibar. Sie erschienen dort am 4. November 1884 und gaben sich Engländern gegenüber als Mitglieder einer wissenschaftlichen Expedition aus.

„Vor drei bis vier Monaten werden Sie nicht abreisen können,“ sagte ein befreundeter deutscher Kaufmann in Sansibar zu Peters, indem er auf die Schwierigkeit der Ausrüstung einer Karawane hinwies. Peters reiste aber bereits am 9. November nach Saadani ab. Freilich war die Ausrüstung so mangelhaft, daß er sein Leben aufs Spiel setzte; aber nur ein reiches Handeln konnte in diesem Falle von Erfolg begleitet werden. Schon am 17. Dezember kehrte er krank und erschöpft nach Bagamoyo zurück; aber er brachte 14 Verträge mit Negerhulnanen mit, bei denen er

die deutsche Flagge gehißt hatte, und ein Gebiet, so groß wie das Königreich Bayern, war für Deutschland gesichert!

Dies war die erste That Peters' auf afrikanischem Boden.

Nachdem er nach Berlin zurückgekehrt war, erhielt er den kaiserlichen Schutzbrief für seine Erwerbungen und sandte eine Anzahl von Expeditionen aus, welche verschiedene Gebiete im Norden und Süden von Uagara unter die Oberhoheit der „Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft“ brachten, die jetzt an Stelle der „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“ trat. Dieser sieberhaften Thätigkeit in Abwendung des Gebietes setzte die internationale Feststellung der Interessenphären ein Ende und die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft konnte sich endlich der Verwaltung und Ausbeutung des Gebietes widmen.

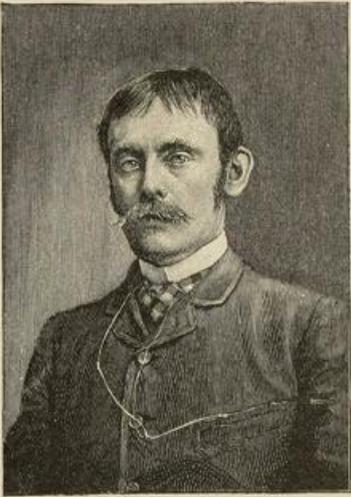
Peters und seine Beamten hatten in dieser Beziehung weniger Glück. Bei der Uebernahme der Zollverwaltung in den Häfen brach der Araberaufstand aus und Wismann wurde zur Wiederherstellung der Ruhe und Verbeführung geordneter Zustände vom Deutschen Reiche als Kommissär nach Deutsch-Ostafrika gesandt. Peters selbst wandte sich einer anderen Aufgabe zu.

Er übernahm die Führung der deutschen Expedition zur Rettung Emin Paschas. Ohne Zweifel trug er sich dabei mit neuen Plänen für die Erweiterung des deutschen Kolonialbesitzes in Ostafrika. Er wollte Uganda und die Äquatorprovinz dem bereits Erworbenen angliedern oder wenigstens dem ausschließlichen Einflusse Englands entrücken — aber die Zeit des Flagenhiffens war vorüber, afrikanische Besitzfragen sollten nicht mehr auf afrikanischem Boden, sondern zwischen den Kabinetten in Europa entschieden werden, und so waren Peters' Kämpfe fruchtlos. Der Expedition legten zuerst die Engländer Schwierigkeiten in den Weg; Peters wußte sie aber schließlich zu überwinden.

Endlich konnte er den Tana aufwärts marschieren — er schlug sich tapfer durch das Land der Massai durch; lange Zeit war er wie Stanley ganz verlohnen, und man erinnert sich, wie sich monatelang die Nachricht von seinem Tode behauptete. Nach vielen Mühen kam er endlich in die Nähe der Äquatorprovinz, mußte aber hier erfahren, daß Emin bereits abgezogen war; dann wandte er sich nach Uganda; aber was er hier auch zur Befestigung der Stellung des Christentums Muanga gethan, welche Verträge er auch abgeschlossen haben mag — er handelte nicht im Sinne der deutschen Politik, welche Uganda England überließ. Unter diesen Umständen konnte die letzte Expedition Peters' keine direkten praktischen Erfolge haben.

Als Führer und Afrikareisender hat sich aber Peters ausgezeichnet bewährt. Mit geringen Kräften hat er das erreicht, was von vielen als unmöglich dargestellt wurde, und vor allem bewiesen, daß der Weg über das Massiland zum Entfage Emms besser war als die von Stanley gewählte Kongoroute.

Als er vor Jahresfrist todt gesagt wurde, sind auch seine Gegner seinen Verdiensten um die Gründung der deutsch-ostafrikanischen Kolonie gerecht geworden. Freilich ist die Sturm- und Drangperiode der kolonialen Thätigkeit bei uns vorüber; die Grenzen unserer Kolonie sind festgesetzt. Die Aera einer ruhigeren ausbauenden Arbeit hat begonnen und dieses schwierige Werk wird viele Kräfte erfordern. Hoffen wir, daß Karl Peters, der nach seiner Heimkehr dem Kaiser persönlich Bericht über seine Thätigkeit abstattete, auch unter diesen neuen Verhältnissen Gelegenheit finde, seine Erfahrung und Thatkraft zum Besten des Vaterlandes zu verwenden.



Karl Peters. Nach einer Photographie von Carl Günther in Berlin.

Lindenberg und seine Strohhutindustrie.

Mit Zeichnungen von S. Kaufmann.



Wie alle jene Gewerbe, welche sich in den Dienst der Mode gestellt haben, ist auch die Strohhutindustrie nervös und raschlebig. Ja, sie ist es um so mehr, als auch das jeweilige Wetter einen oft ganz unberechtigten Einfluß ausübt. Nach einigen Sonnentagen im zeitigen Frühjahr kommen die Aufträge nur so in die Fabrikcomptoire hereingeschneit, und wenn dann einige Regentage folgen, werden sie nur zu häufig mit demselben Eifer wieder zurückgenommen, als ob es nie mehr aufhören würde, zu regnen.

Diese unsicheren Zustände sind wohl die Ursache, daß sich die Strohhuterzeugung hauptsächlich in den Großstädten festsetzte. Der Fabrikant muß in engster Fühlung mit der modemachenden „fashionablen“ Welt bleiben, und nur die großen Verkehrsmittelpunkte gestatten ihm, die Vortheile des guten Wetters möglichst schnell auszunützen und die Nachtheile der schlechten zu verringern. Dresden, Breslau, Köln, Frankfurt, Berlin, Hamburg, Stuttgart sind die Hauptorte der deutschen Strohhutindustrie.

Aber es kommt auch das Entgegengesetzte vor. Im Erzgebirge, im Schwarzwald, im schlesischen Gebirge und besonders im bayerischen Allgäu finden wir weitabgelegene Ortschaften, in welchen Strohhüte in großen Mengen erzeugt werden. Man verfertigt hier ziemlich viel Stapelsachen, d. h. vielbegehrte Hutformen, die sich meist einer besonderen Kleidbarkeit rühmen dürfen. Es sei hier nur an zwei solcher Stapelformen erinnert, die eine ganze Reihe anderer Hutmoden überdauert haben und die daher wohl jeder Dame bekannt sein werden: es ist das die Pamelaform und der Florentiner Schäferhut. Aber auch die laufenden Moden lassen immer gewisse Typen erkennen, für welche ein größerer, länger andauernder Absatz vorauszusehen ist. Das sind, neben den Männer- und Kinderhüten, welche weniger in der Mode wechseln, die Artikel, welche für die Herstellung abseits der Verkehrsmittelpunkte geeignet sind.

Der weitaus bedeutendste aller Strohhutorte ist Lindenberg im Allgäu, welches heute den Lesern im Bilde vorgeführt wird.

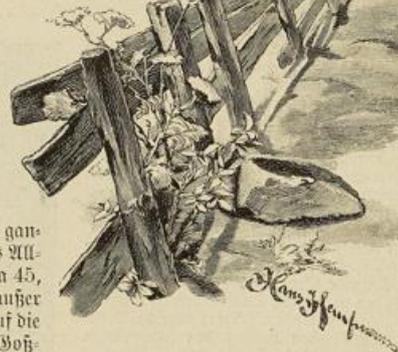
Wo sich die Vorberge der Alpen nach dem Bodensee herabsenken, unweit Lindaus, liegt der saubere freundliche Marktflecken mit seinen vielen neuen, hübschen, meist aus Holz gebauten Häusern auf einer rauhen, gegen Norden offenen Hochebene ausgestreut. Das Klima bannt in solchen Höhenlagen die Bewohner beinahe die Hälfte des Jahres an den wärmenden Kachelöfen, und auch hier wie überall unter ähnlichen Verhältnissen hat man schon zu Urväterzeiten eine geistliche Arbeit ergriffen, um sich damit über die langen Winterabende hinwegzuhelfen. Ursprünglich fertigte man hier nur ein grobes Geslecht, das zu großen Schuhhüten vernäht wurde, wie sie die Bauern gern zur Erntezeit tragen; die Strohhuterzeugung bildete eben nur eine Nebenbeschäftigung der Bewohner. Heute aber ist Lindenberg einer der wichtigsten Erzeugungsorte für Strohhüte und als solcher welt-

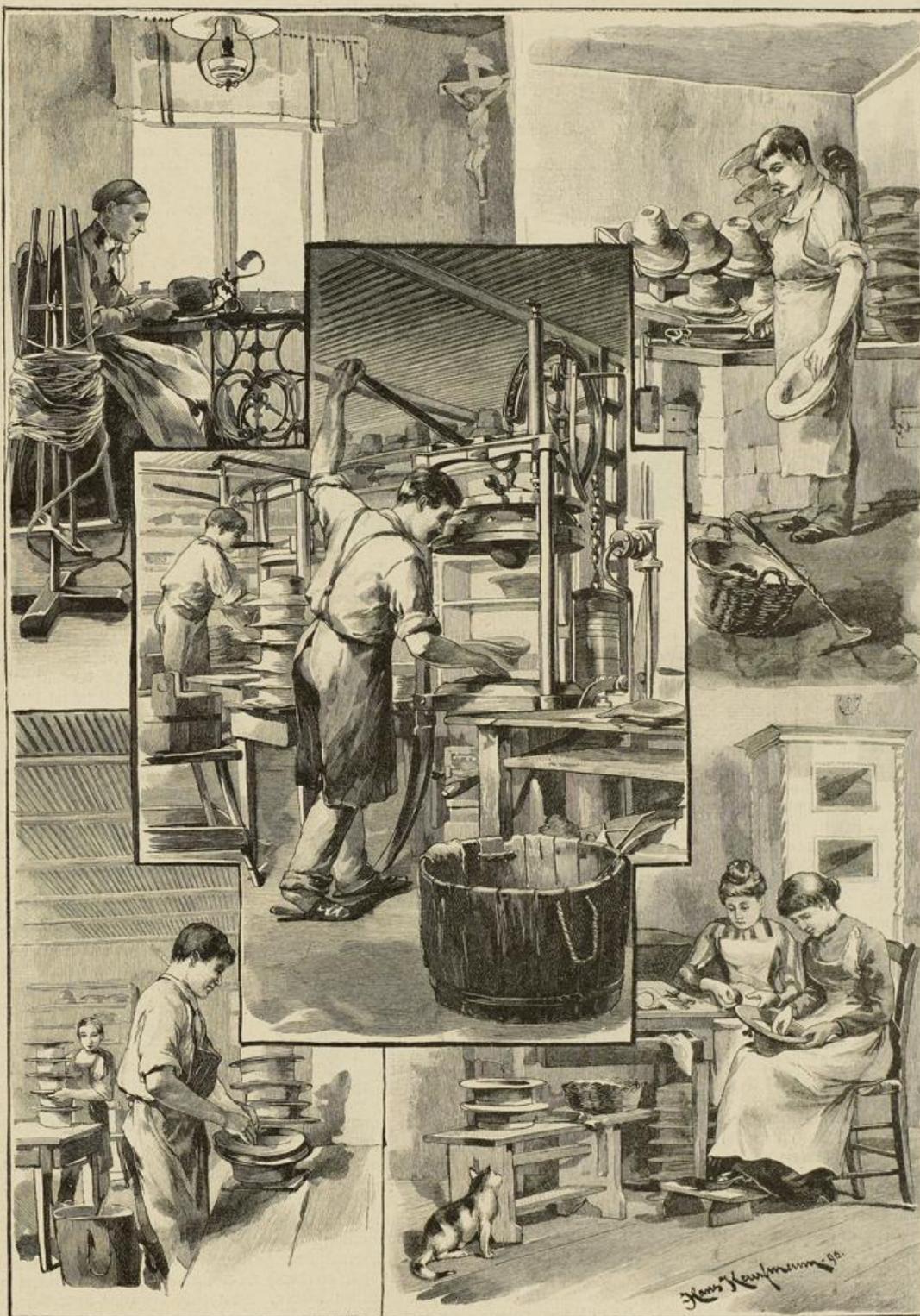
bekannt geworden. Es zählt etwa 30 größere und kleinere

Strohhutfabriken (im ganzen besitzt das Allgäu deren etwa 45, welche sich außer Lindenberg auf die Ortschaften Goh-

holz, Scheidegg, Heimenkirch, Oberstaufen, Sinnerberg und Dypenbach vertheilen), und man spricht davon, daß im Vorjahr allein von Lindenberg aus über zwei Millionen Menschen unter den Strohhut gebracht worden sind; wenn wir in Betracht ziehen, daß etwa 8 Monate lang an 800 Strohhutnäähmaschinen unaufhörlich schnurren und surren und 66 hydraulische Pressen Strohhüte ausformen, so dürfen wir diese Zahl eher als zu niedrig ansehen. Das kleine Lindenberg nimmt unter rund 1500 bayerischen Postorten etwa die 80. Stelle ein, was bei seiner Einwohnerzahl von nur 2200 einen riesigen Verkehr bedeutet.

Die auffällig rasche und eigenartige Entwicklung Lindenberg's fällt mit zwei wirtschaftlichen Vorgängen zusammen, welche sich ihrem Wesen nach scharf gegenüberstehen. Der eine war die Ende der siebziger Jahre erfolgte Zollerhöhung auf ausländische Strohhüte, der andere dagegen eine wichtige Erweiterung des Welthandels durch die Einfuhr chinesischer Strohhüte. Einerseits war England, welches allein als Einführer von Strohhüten in Frage kam, sehr bald auf unserem deutschen Strohhutmarkt durch die Zölle unmöglich geworden, andererseits aber hätte unser eigenes Gewerbe die Vorliebe des deutschen Volkes für den Strohhut nicht befriedigen können, wenn nicht die Herren Zopfträger weit hinten in Asien mit ihren unglaublich billigen Geslechtern zu Hilfe gekommen wären. Allgäu, Schwarzwald und Erzgebirge zusammen können mit ihren etwa 30 000 Flechtern in einem Winter nicht die Menge liefern, welche in Shanghai in einer einzigen Woche nach Europa verfrachtet wird. Die menschenüberfüllten Provinzen Petchili, Schantung und Honan im Nordosten Chinas liefern das Geslecht in Mengen, als wenn es dort fertig wüchse, nach den Vertragshäfen, von wo es meist als Ballast sieben Meere durchschwimmt; und etwa sieben Mal wechselt es den Besitzer, ehe es sich in Hutform auf dem Kopf einer Schönen in einem europäischen Spiegel erblickt. Trotz dieses Wanderns von Hand zu Hand aber ist es immer noch so billig, daß kein europäisches Geslecht, es sei denn das allergeringste, im Preise mit dem chinesischen in den Wettbewerb eintreten kann. Man hat berechnet, daß ein chinesischer Flechter unmöglich mehr als 10 Pfennige den





Bei der Nähmaschine.
An der Ziehform.

An der Presse.

Appretur.
Garnieren.

Strohhatzfabrikation in Lindenberg.
Zeichnung von Hans Kaufmann.

Tag verdient, und dabei glauben diese Leute doch noch, daß sie in einem „himmlischen Reich“ wohnen.

Unsere Flechter haben durch die Einfuhr aus China leider schwere Ausfälle in ihrem Verdienst gehabt, aber dennoch überwiegt der wirtschaftliche Vortheil bei weitem den Nachtheil. Der Strohhut würde niemals ohne China der große Volksartikel geworden sein, der er heute ist. Das unschöne und auch ungesunde Kopftuch der Frauen aus dem Volke ist für die Sommerszeit mehr und mehr zurückgetreten, die Magd auf dem Feld, die Hölerin auf dem Markt schmückt sich mit einem billigen Strohhut, und auch die Handwerker, die im Freien arbeiten, wie die Landleute machen mehr und mehr Gebrauch davon; sie arbeiten ja sonst schon im Schweiße ihres Angesichts und warum sollen sie diesen Schweiß noch unnötig vermehren, wo ihnen die Strohhutindustrie so billige „Sonnenschützer“ zur Verfügung stellt?

Lindenberg, welches meist billige und mittlere Sorten erzeugt, hat einen großen Vortheil aus der Chinaeinfuhr gezogen, denn etwa 70% aller jetzt hier verarbeiteten Geslechte sind von schlängeligen Mongolen gefertigt worden. — Wie wollen einmal unsere sommerliche Kopfbedeckung auf ihrem Verdegang begleiten! Bereits beim Ausfäen des Getreides, welches das Stroh liefern soll, muß auf den zukünftigen Strohhut Rücksicht genommen werden. In Italien und der Schweiz hat man es dabei gar nicht auf die Körnerfrucht abgesehen, man schneidet den Halm schon vor der Reife des Kornes ab — das giebt dann freilich einen feineren und widerstandsfähigeren Strohhut als das grobe ausgereifte Chinastroh. Das Flechten selbst ist eine gleichförmige Arbeit, eine Art Klöppeln ohne Klöppelsack, bei dem sich die Fäden nach oben statt nach unten richten. Der Muster, die durch Zusammenarbeiten von matten und glänzenden, naturfarbigen und gefärbten Strohhorten und durch eigenthümliche Flechtweise hergestellt werden können, giebt es eine Unzahl. Unter 2000 Mustern führt der Reisende eines halbwegs großen Geschichtshausen nie bei sich. In Lindenberg selbst wird wenig mehr gelochten, nur hier und da sieht man noch ein Großmütterchen hinter dem Ofen ihren „Boschen“ flechten, während im Erzgebirge und Schwarzwald die Flechtstuben mit ihren lebhaften Gesprächen, der großen Geselligkeit, den „langen Nächten“ und dem Uebermuth der zuschauenden jungen Burschen ihre ganze ureigenthümliche Poesie bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. — Auf das Flechten folgt das Bleichen und Färben des Strohes, so weit es diese Prozesse nicht schon ungelochten durchgemacht hatte. Das Färben geschieht in der Weise, daß man das Stroh in einem Kessel unter Zusatz der Farbstoffe so lange kocht, bis es den richtigen Ton erhalten hat. Das Bleichen aber erfolgt auf zweierlei Art. Die eine wird durch unser obenstehendes Bildchen veranschaulicht. Es ist die sogenannte „Schweizer“ oder Naturbleiche; die Strohbänder werden wie das Leinengewebe auf den Rasen gebreitet, von Zeit zu Zeit begossen, und die Sonne übt ihre bleichende Kraft. Diese letztere aber sucht man neuerdings durch eine chemische Behandlung zu ersetzen und nennt das dann die „englische“ Bleiche.

Wenn wir von der Seide absehen, so dürfte kaum ein Gewebestoff zu finden sein, welcher leuchtendere Farben annähme, als das Stroh; wie in einem tropischen Urwald schimmert's und leuchtet's in einem Strohhutmagazin; freilich bleibt der strohfarbene Bleichhut dem sommerlichen, schmetterlingsartigen Wesen, das der Strohhut haben soll, am treuesten; aber sein Glanz ist ein sehr vergänglicher, und aus diesem Grunde werden gefärbte Strohhüte wahrscheinlich nie wieder vom Markt verschwinden.

Zum Nähen der Strohhüte an der überaus rasch arbeitenden Strohhutnämaschine gehört ein sehr geübtes Augenmaß und eine rasche, kunstfertige Hand.

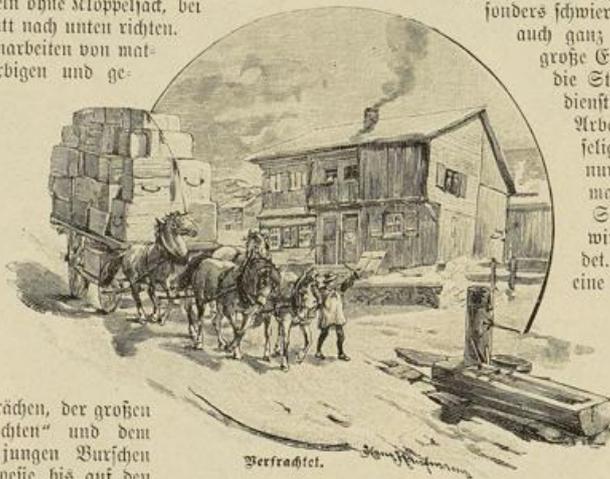
Die Näherin näht zuerst mit der Hand einen sogenannten „Buzen“ aus dem Ende eines Geslechtsstückes. Dieser bildet meist die Mitte des Hutbedels, und um ihn herum wird nun an der rastlos auf und niederschließenden Nadelstange Reihe an Reihe genäht bis zum äußersten Rand des Hutes. Die Hand der Näherin muß sehr geschickt das Fußführendes Geslechts leiten, welches sie von einem seitwärts stehenden drehbaren Gestelle abwickelt, und dabei hat sie fortwährend den entstehenden

Hut zu wenden und zu drehen, um auch die vorgeschriebene Form herauszubekommen. Nur auf Augenblicke unterbricht die Näherin das Nähen auf der mit nervösem Zittern wie rasend arbeitenden Maschine und stülpt den fertigen Theil des Hutes über eine Holzform, die den zukünftigen Hut darstellt, um sich auf diese Weise zu versichern, daß sie die Maße richtig eingehalten hat. Je verwickelter die Form, desto schwieriger ist das Nähen. Da müssen oft Ausladungen des Kopfes oder des Randes mit sogenannten Einlegern „herausgeholt“ werden. Besonders schwierige Formen werden theilweise oder auch ganz mit der Hand genäht. — Eine große Erregungenschaft ist es, daß auch für die Strohhutfabrikation die Nähmaschine dienstbar gemacht werden konnte. Die Arbeiterinnen sind dadurch einer mühseligen Stichelei entbunden, die ihnen nur zu oft die Finger bluten gemacht hat. — Zum Appretiren der Strohhüte, welches nunmehr folgt, wird ausschließlich Gelatine verwendet. Weiße Strohhüte werden, um eine möglichst helle Farbe zu gewinnen, geschwefelt. Zu dem Ende bringt man die Ware nach der Appretur in den Schwefelkasten, die Hüte werden auf einen Koft gebreitet, unter welchem in einem ausgehöhlten Stein Schwefelblüthe verbrannt wird. Je nach der Beschaffenheit der Ware dauert

das Schwefeln längere oder kürzere Zeit. — Dem roh genähten Hut fehlen selbstverständlich noch die feinen, gefälligen Linien und Schweifungen. Diese giebt man ihm an den Ziehformen und den hydraulischen Pressen. Die ersteren sind gußeiserne, hohle Hutförmige, die durch Stichtammen dauernd in einem heißen Zustand erhalten werden. Man zieht die Hüte über diese heißen Formen und bringt sie dann in die ebenfalls erhitzte Pressform, die in die Presse eingesetzt wird. In den Hut legt sich ein Gummibeutel, der auch annähernd eine Hutförmigkeit darstellt, die Presse wird geschlossen, und nun wird mittels eines Druckwerks Wasser in den Gummibeutel gepumpt. Dadurch wird der Hut ausgeformt, und bald darauf verläßt er „blank und eben“ den



Naturbleiche.



Verfrachtel.

metallinen Kern. Bei dieser Behandlung, die ihrer Natur nach mit dem Platten zu vergleichen ist, muß der Hut bald feucht und bald trocken sein, sie erfordert gleichermaßen viel Übung und ist schwieriger, als es hier nach dieser flüchtigen Beschreibung erscheinen mag.

Jetzt kommt der äußere Schmuck. Die Garnierinnen nehmen sich nun des Hutes an, doch betrifft das meist nur Männer- und Kinderhüte, das Garnieren der Damenhüte ist ja ein eigenes weitverbreitetes Gewerbe, bei welchem die persönlichen Wünsche noch eine große Rolle spielen und das wohl nie eine großindustrielle Umformung zu fürchten hat.

Neuerdings sind die Bänder der Strohhüte zu einem ausgesprochenen Modeartikel geworden, die männliche Jugend schenkt ihnen nicht weniger Aufmerksamkeit wie z. B. dem Schlips. Und warum auch nicht? Ein schmuckes gemustertes oder doch farbiges Hutband kommt noch ganz anders zur Geltung als etwa ein schwarzes, und die Jugend hat ja das schöne Vorrecht, sich zu schmücken und Lebensfreude zur Schau zu tragen.

Der Strohhut ist ein leichter Patron, in verpacktem Zustande gehört er zum sogenannten „Sperrgut“ d. h. zu demjenigen, welches

bei geringem Gewicht einen unverhältnismäßig großen Raum einnimmt; da ist es denn kein Wunder, wenn man auf dem Weg von der Station Röttenbach hinauf nach Lindenberg häußerhoch aufgetürmten Kistenstapeln begegnet, die sich in lustigem Tempo dahimbewegen, als gälte es eine Spazierfahrt. Auch die Postwagen sind oft hochbeladen mit Spantkörben, die meistens „prestante“ Waren enthalten, welche als Frachtgut zu spät kommen würden.

Der Versand geht nicht nur nach Orten Deutschlands und der benachbarten Länder, sondern auch außerhalb Europas, wo immer es den Schutz gegen eine heiße Sonne gilt, ist das Lindberger Fabrikat begehrt.

Ein großes Bedürfnis für das Lindberger Strohhutgewerbe ist die Herstellung eines Schienenwegs, welcher den Marktleden mit der 1½ Stunden entfernten Eisenbahnstation Röttenbach verbindet. Bereits sind auch durch einen eigens hierfür gebildeten Ausschuss bei der bayerischen Regierung die einleitenden Schritte gethan worden. Mögen diese Bemühungen von einem guten Erfolge gekrönt sein; denn es ist gewiß, daß eine solche Bahnverbindung Lindenberg sowohl als den benachbarten Ortschaften zu einem lebhaften Aufschwung verhelfen würde.

Heiße Tage.

Erinnerungen aus der Schlacht bei Roiffeville am 31. August 1870.

Kasseler verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Klar und theuerlich brach der 31. August 1870 an, strahlend hob der feurige Sonnenball sich über dem Horizont empor und tauchte Thal und Hügel in Purpurgluth. Lachend und leuchtend breiteten die grünen Ähren und Rebenhügel Lothringens sich vor unseren Blicken aus, als herrschte tiefer Frieden und als sollten die Glocken der umliegenden Ortschaften jeden Augenblick ein Feiertagsgeläute beginnen.

Vor uns auf dem östlichen Rande des Moseltales erhob sich in guter Kanonenschußweite neben dem altersgrauen Schlosse Grimont trozig das große Fort von Mey „St. Julien“ und weiterhin im Südwesten Bellecroix.

Eine feierliche Stille lagerte über der Landschaft, jene Stille, die Gegenden eigen zu sein pflegt, in denen große Kämpfe stattgefunden haben. Kein Vogel erhebt dort seinen Gesang, in den Ortschaften regt sich kein Laut, der auf gewerbliche oder landwirtschaftliche Thätigkeit schließen ließe, selbst das Hundegebell ist verstummt, die Viehherden sind verschwunden und der Haushahn kündigt nicht mehr den nahenden Morgen mit lautem Rufe an.

Der Kampf bei Colombe-Rouilly am 14. August hatte diese Gegend in Schweigen gehüllt; nur vorübergehend wurde daselbe durch das Kasseln anrückender Artillerie oder den flüchtigen Hufschlag einzelner Kavalleriepatrouillen unterbrochen.

Auf den Bivouacplätzen umher herrschte bei uns mit dem ersten Sonnenstrahl emsige Thätigkeit. Geschäftig kochten die Mannschaften ihren Kaffee in offenen Kochgeschirren an den lustig qualmenden Kochlöchern; schmeckte der edle Trank dann auch etwas räucherig, was schadete das, es war eben „Mokka à la guerre“. Wasser- und Holzkommandos marschirten ab und kamen an, und die Fouriere bereiteten die Vertheilung der Tagesrationen vor.

Bei unserem Bataillon herrschte eine besonders lebhafte Thätigkeit. Excellenz von Bentheim, unser Divisionskommandeur, wollte die an diesem Tage nicht auf Vorposten befindlichen Bataillone sehen; zu ihnen gehörten auch wir, und da hieß es denn blitz und blaul erscheinen. Ein jeder wollte vor dem beliebten Kommandeur so viel wie nur möglich „glänzen“, deshalb diese Ameisenenthätigkeit; es bligte und funkelte denn auch an Gewehren, Helmen und Knöpfen zc. mit den Thautröpfchen im Grafe um die Wette; endlich rückten wir zur Paradeaufstellung ab.

Auf die Minute galoppirte Excellenz mit seinem Stabe heran, die Ehrenbezeugungen wurden erwiesen und mit einiger Verwunderung sahen wir den General mit seinem Gefolge statt nach dem rechten Flügel der Aufstellung geradeswegs auf unsere Fahne zureiten. Diese, deren Schaft in dem heißen Kampfe am 14. August durch eine feindliche Kugel zertrümmert worden war, trug noch die erste kunstlose Bandage, ein paar fingerdicke Eisenstäbe mit einem Strick fest über die Bruchstelle geschnürt. Unmittelbar vor der Fahne hielt der General, und den Helm abnehmend, rief er mit weithin tönender Stimme:

„Vor dieser Fahne nehme ich meinen Helm ab, brave Drei- undvierziger!“

Einen Augenblick hielt das ganze Gefolge entblößten Hauptes vor dem präsentirenden Bataillon, ein Augenblick höchster Anerkennung für daselbe, dann nahm die Parade ihren Verlauf; nach derselben schwenkten die Bataillone zum großen Quarré ein, der Feldgottesdienst begann.

Unter Hinweis auf den mörderischen Kampf und glänzenden Sieg am 14. sprach unser Divisionspfarrer ergreifende Worte und schloß mit einem Gebete für die braven Gefallenen, die ihre ferne Heimath, die Ibrigen nicht wiedersehen sollten, sowie um Trost und Ergebung in den Willen des Allmächtigen für die Hinterbliebenen und die an ihre Schmerzenslager gefesselten Verwundeten. Es war eine tiefere und ergreifende Feier, die auf einen jeden sichtlich Eindruck machte. Waren doch so viele liebe Kameraden am 14. August im heiligen Kampfe für König und Vaterland aus unseren Reihen gerissen worden und hatten ihr Leben freudig verblutet, in der Gewißheit, einen entscheidenden Sieg mit errungen zu haben!

Wir rückten nach unserem Lagerplatze ab, doch nicht lange sollte unsere gehobene Stimmung, unsere Ruhe dauern; Bazaine erinnerte uns sehr bald an die rauhe Wirklichkeit und den Zweck unserer Anwesenheit vor den als uneinnehmbar gerühmten Werken der stolzen Festung.

Die zweite Division befand sich in leichtem Geſecht mit dem Gegner, auch wir gingen vor. Das Feuer verstummte jedoch bald und dicke Rauchwolken zeigten uns an, daß die Söhne des sonnigen Frankreich mit allem Ernst an das Mittagessen dachten. Trotzdem verblieben wir in der Geſechtsstellung.

Es war vier Uhr nachmittags geworden, eine Zeit, in der die Besatzung der Festung Mey und die Truppen Bazaines gern „anzufangen“ pflegten, und mit Spannung sahen wir dem Kommenden entgegen, als sich plötzlich das Fort St. Julien uns gegenüber in eine weiße Rauchwolke hüllte; laufend und zischend stob die erste Salve, wohl aus allen Geschützen des Forts, heran und fast gleichzeitig eröffnete die feindliche Infanterie ihr Feuer gegen unsere Division bei Roiffeville, Servigny, Voiz und Faillly. Unter dem Schutze dieses Feuers setzten sich die feindlichen Kolonnen gegen unsere Stellung in Bewegung.

Ein furchtbarer Kampf entspann sich nun. Bazaine wollte mit seiner Uebermacht den Durchbruch nach Nordost erzwingen, um nach Sedan zu entkommen; wäre ihm dieser gelungen, weiß Gott, wie der Krieg geendet hätte. Unserer, der ersten Division war hauptsächlich die ehrenvolle Aufgabe geworden, diesem Vorhaben einen wirksamen Niegel vorzuschieben. Immer neue Massen stürzten gegen die von uns besetzten Ortschaften heran, doch unerschüttert hielten die schwachen Besatzungen ihre Stellungen. Salve auf Salve krachte den gegnerischen Kolonnen entgegen und ein

prüfendes Schnellfeuer knatterte ohne Unterbrechung. Unsere Artillerie war mit etwa 10 Batterien zwischen Servigny und Poix aufgeföhren und unterhielt ein wahres Schnellfeuer gegen die Angreifer. Truppen des vierten französischen Armeecorps rückten trotzdem unaufhaltbar gegen die genannten Orte heran, welche je von zwei Bataillonen des 1. und 41. Regiments besetzt waren. Doch vergebens waren alle Anstrengungen, der feindliche Angriff scheiterte gänzlich. Das mit tödlicher Sicherheit abgegebene Schnell- und Salvenfeuer der Königsberger Grenadiere und Musketiere ließ die Stürmenden keinen Boden gewinnen und richtete namenlose Verheerungen unter ihnen an. Jeder Erfolg war diesem mit maschinenartiger Sicherheit abgegebenen Feuer gegenüber unmöglich.

Zur Unterstützung der Dorfbesatzungen ließ General von Bentheim im entscheidenden Augenblicke das zweite Treffen, Ostpreussisches Grenadierregiment Nr. 3 und 1. Jägerbataillon, vorgehen. Dieser wie auf dem Exercierplatze ausgeführte Stoß traf den Gegner unerwartet, seine schon ermattenden Truppen zogen sich unaufhaltbar zurück.

Unser Bataillon — das 1. des 43. Regiments — hatte gleich zu Anfang des Kampfes den Befehl erhalten, zur Deckung der Artillerie Aufstellung zu nehmen. Wer sich je in einer solchen Stellung befunden hat, weiß, welche Bedeutung sie für die Truppe und den einzelnen Mann hat. Während die Kameraden im lebhaften frischen Kampfe ihre Kräfte mit dem Gegner messen, im Bereiche des feindlichen Feuers unthätig dazustehen, erfordert keinen geringen Grad von Selbstbeherrschung und Nerven von Stahl, denn man hat Muße genug, Berechnungen darüber anzustellen, ob und wo die heraufsaufende Granate in die Kolonne einschlagen und wer ihr zum blutigen Opfer fallen wird. Es gehört dazu hoher moralischer Muth und eine Mannszucht, wie sie, Gott sei Dank, der deutschen Armee eigen und in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Auch unsere Leute fühlten die Wucht der gefährlichen Lage, besonders die jungen Mannschaften, doch bald siegte der heitere Jugendmuth, und die in jeder Truppe vorkommenden „Marnidel, die immer anfangen“ und denen der Humor nie fehlt, machten auch hier bald ihre Kraftscherbe bei heraufsaufenden Granaten wie „Kopp weg!“ oder „Karl, dud di, Steen kömmt“ etc. Endlich bei hereinbrechender Dunkelheit erhielten auch wir den Befehl zum Vorgehen und mit kräftigem Hurrah schwärmten unsere Schützenzüge dem abziehenden Gegner nach. Das Bataillon ging zwischen Servigny und Noisseville im Ballièresgrunde vor, während der dritte Schützenzug links davon, als flankendeckung des Bataillons, gegen Noisseville avancirte.

Nur ein matter Dämmererschein herrschte noch, als wir uns durch ein großes Nebefeld gegen Noisseville hin durchzuarbeiten suchten. Immer tiefer sank die Nacht herab, das Feld lag schwarz wie Tinte vor uns, wir machten Halt und stellten unser nur von einzelnen Motten abgegebenes Feuer ganz ein. Vom Dorfe her bligte noch dann und wann ein Gewehrschuß auf, und mit scharfem Pfiff beschrieb das Geschöß jedesmal einen hohen Bogen über uns fort. Ein Wigbold sprach sofort das geflügelte Wort aus: „Die Franzosen wollen Löcher in die Nacht schießen, damit es ein wenig heller werde.“

Endlich stellten auch unsere Gegner das Feuer ein. Nur von Servigny, wo unser zweites und Füsilierbataillon in Gemeinschaft mit der ersten Brigade in Thätigkeit waren, knatterte unausgesetzt das Gewehrfeuer herüber, und von unserem Bataillon hörten wir aus dem Ballièresgrunde einige Salven herauftragen.

Vor uns herrschte eine unheimliche Ruhe, der Nachtwind rauschte und raunte, flüsterte und zischelte in dem Laube der Weinstöcke, schlief ein und begann im Augenblicke wieder sein heimliches Flüstern. Ein leises Anarren der Rebstöcke an den Pfählen war wohl durch den Wind verursacht. Wir strengten unser Sehvermögen an, um etwas in dieser Dunkelheit zu erkennen, doch vergebens, nur unmerklich hob der Himmel sich von dem Nebengefände ab, uns schmerzten die Augen vor Anstrengung, sehen konnten wir aber trotzdem nichts. Und dennoch — waren unsere hochgradig angespannten Nerven nur daran schuld, oder war es Wirklichkeit — schien etwas in der Dunkelheit vorzugehen, das sich unseren Blicken entzog. Das Rauschen, Anarren und Flüstern in den Weinstöcken schien eigenthümlich zugenommen zu haben, während der Wind

an Stärke abnahm. Wieder setzte der Wind etwas stärker ein, es knatte und rauschte vor uns, auch als der Luftzug aufhörte. Da durchzuckte den ganzen Schützenzug wie ein elektrischer Schlag die halbblatte Warnung des Zugführers: „Achtung!“ Jeder glaubte in demselben Augenblicke eine eigenthümliche Bewegung in den Weinstöcken bemerkt zu haben, krampfhaft unspannte jede Faust das schußfertige Gewehr. Da knistert's und raschelt's in den Büschen und klingt wie verhaltenes Keuchen hervor, dann „kroch es heran, regt' hundert Gelenke zugleich“. „Dreißig Schritte, Schnellfeuer!“ donnert das Kommando des Zugführers, und die letzten Silben werden schon vom Prasseln der Schüsse verschlungen. Ein Wuthgeheul und Schmerzgeschrei mischt sich mit unzeren salbenartigen Feuer, eine schwarze langgestreckte Masse erhebt sich im Feuerschein der Schüsse über die Weinstöcke, doch nur einen Augenblick, die Wirkung unseres Feuers ist zu fürchtbar! Dann taucht die Masse wie eine verrinnende Woge in der Finsterniß unter, und das Geräusch brechender Weinstöcke zeigt uns den wilden Rückzug der Gegner an.

Leise rauschte der Nachtwind, und flüsternd schlangen und schwebten die Ranken der Weinstöcke über den Gefallenen.

Bald rief uns ein Hornsignal zum Bataillon, mit dem wir bis zur Höhe östlich von Servigny zurückgingen.

Es war eine für die Jahreszeit recht kalte Nacht, vom 31. August zum 1. September 1870, dicke Nebel stiegen auf und hüllten Himmel und Erde bald in eine Dunstmasse. Unser Bataillon brachte infolge der Nähe des Gegners, welcher Noisseville noch besetzt hielt, die Nacht unter dem Gewehr zu, jeden Augenblick bereit, den Kampf mit dem etwa hervordrechenden Gegner aufzunehmen.

Feuer durften nicht angezündet werden, und wir froren um so mehr, als niemand mehr einen Schluck „Liebeskümmel“ in der Feldflasche hatte. Geraucht durfte ebensowenig werden, um das Aufklammern der Zündhölzchen zu vermeiden. Ein etwas boshafter Musketier meinte freilich, das Verbot wäre ergangen, damit der Duft des edlen „Vorpöstenkanasters“ den Franzosen unseren Standpunkt nicht verrathe.

Unter diesen Umständen erwarteten wir mit Ungeduld den Morgen. Endlich zeigte sich im Osten ein röthlicher Streifen am Horizonte, der Tag brach an, für viele von uns zum letzten Male.

Kaum begann die Sonne den dichten Nebel etwas zu zerstreuen, als unser Regiment den Befehl erhielt, zum Angriff auf Noisseville vorzugehen und es zu nehmen. Unser Bataillon bildete das erste Treffen, als zweites folgte das Füsilier- und zweite Bataillon. Rechts von uns ging noch das erste Bataillon vom Regiment „Kronprinz“ 1. Ostpreussisches Nr. 1 und links das 4. und 44. Regiment, das letztere gegen die neben Noisseville an der Chaussee gelegene Brauerei vor. Schnell hatten die Bataillone Treffenabstand genommen und wir marschirten den Ballièresgrund hinab, um möglichst unbemerkt hervorzubrechen.

Als wir etwa in der Höhe von Noisseville angekommen waren, erfolgte das Signal: Schützen schwärmen! Im Laufschritt ging's den südlichen Abhang der Schlucht empor; vor uns lag das uns vom vergangenen Abende wohlbekanntes Nebefeld, dahinter Noisseville.

Schon seit einiger Zeit hatte unsere Artillerie ein heftiges Feuer gegen das Dorf eröffnet, unausgesetzt sausten die Granaten durch die Luft über uns hinweg und schlugen trappend in die Gebäude, nur sehr schwach wurde dieses Feuer von feindlicher Seite erwidert.

Ohne zunächst einen Schuß abzugeben, suchten wir so schnell als möglich durch die Weinranken hindurch und näher an das Dorf heranzukommen. Auch von dort her fielen nur ganz vereinzelte Gewehrschüsse. Sollte man unsere Annäherung bei dem noch immer nicht gefallenen Nebel und zwischen den hohen Weinstöcken noch nicht bemerkt haben?

So schnell, als es uns möglich war, hatten wir uns nun dem Dorfe bis auf etwa vierhundert Schritte genähert, als ein wildes Gewehrfeuer gegen uns eröffnet wurde, dessen Schüsse meistens zu hoch gingen. Wir nahmen nun das Feuer ebenfalls auf; da unsere Gegner aber gedeckt standen und aus den Häusern heraus, hinter Barricaden etc. hervorfeuerten, so wurde das Feuer



Der erste Schritt.

Nach einem Gemälde von Rob. Venschlag.

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

unsererseits zunächst nur von einzelnen Schützengruppen unterhalten.

Obgleich bei unseren Leuten schon mehrere Verwundungen vorgekommen waren, trieb der Humor doch seine Blüten.

„Du,“ ruft ein Musketier seinem Freunde zu, „heute ist Prüfungsschießen nach Kopfscheibe, man hübsch rausgeschossen!“

„Na ob,“ erwidert der Angerufene, „man ohne Sorge!“

Dabei feuerten beide so kaltblütig, als ständen sie thatsächlich auf dem Scheibenstande und nicht im heftigen Kugelregen einem erbitterten Gegner gegenüber.

Bis jetzt hatte die Artillerie der Forts geschwiegen. Nachdem der Nebel aber gänzlich gefallen war, nahm auch sie das Feuer auf. Ein dumpfer Donner erschüttert plötzlich die Luft, und vom Fort St. Julien saust es mächtig heran. „Granate!“ rufen die Führer der Schützengänge, einen Augenblick danach erfolgt unter schneidendem Zischen ein dröhnender Schlag, so fürchtbar, daß der Boden erbebt und zu schwanken scheint; vor uns in geringer Entfernung werden Erde und Steine hoch emporgeschleudert. Die nächsten Schützengruppen haben sich platt zu Boden geworfen, eine Sekunde athemloser Spannung vergeht, dann kracht's, als ob der Erdball voneinander gerissen wäre, eine Garbe von Feuer, Pulverdampf und Erde schießt haushoch empor, und mit ohrzerreißendem Pfeifen fahren die Sprengstücke der Granate schwersten Kalibers auseinander. Diesmal ging die Gefahr ohne blutige Opfer vorüber.

Inzwischen war unser Bataillon an die Schützenlinie herangerückt, nun hieß es wieder: Schützen avanciren! Vorwärts ging's, sprungweise, sich niederwerfend und feuernd, eine dämonische anscheinend ordnungslose lange Kette. Rechts und links pflügen und zerschneiden die feindlichen Geschosse, immer öfter; je näher wir herankamen, ließ sich der dem Ohre des Soldaten bekannte knackende Ton der einschlagenden Geschosse hören, und lautlos oder mit einem unterdrückten Schmerzenslaut fielen die Betroffenen zusammen. Die Lage war sehr ernst geworden; noch einmal hielten wir vor dem Dorfe am Rande eines Wiesenstreifens und feuerten in knieender Stellung. Jedes Fenster, jede Schießscharte und die hier mündende Dorfstraße wurden unter ein vernichtendes Feuer genommen. Der kurze Doppelschlag der Tambours tönte hinter uns im zweiviertel Takt, wie eine Muthwelle rückte das Bataillon mit zur Attacke rechts genommenem Gewehr heran; der letzte Akt des blutigen Dramas begann!

Wie ein bisher geschlossener Vorhang zogen die Schützen sich rechts und links auseinander, um dem anstürmenden Bataillon Platz zu machen, und schlossen sich ihm an. Ein donnerndes Hurrah, sich immer erneuernd, erschütterte die Luft und übertönte das Knattern der Schüsse, wie eine Lawine stürzte die Sturmkolonne gegen das Dorf an. Ein wüthendes Feuer krachte uns entgegen, aus Fenstern, Dach- und Kellertufen, aus Scharten und hinter Verhauen hervor. Sinnverwirrend war das Knattern der Schüsse, das Rauseln der Trommeln und die dröhnenden Hurrahs der Stürmenden. Aber die verzweifeltste Gegenwehr war hier vergebens; in kürzerer Zeit, als das Niederschreiben dieser Zeilen erfordert, waren die ersten Verhaue erreicht, eingerissen oder übersprungen, wobei unsere Leute, ebenso wie im nachfolgenden Kampfe, eine heldische Kraft entwickelten.

Ein mörderischer Kampf Mann gegen Mann entbrannte nun in der Dorfstraße, die Bestürzung und der Schrecken war den Franzosen deutlich im Gesicht geschrieben, aber auch eine entsetzliche Muth funkelte in ihren Augen. Ein Kampf auf Gewehrlänge, wo der Athem der Kämpfenden sich mischt, hat etwas Furchtbares. Durch den ersten Anprall wurden unsere Gegner zurück und zum Theil in die Häuser gedrängt, jedes Haus wurde zur Festung, die besonders genommen werden mußte. Das Knattern der Schüsse mischte sich mit dröhnenden Artzschlägen und Kolbenstößen, womit Thüren und Fenster eingeschlagen wurden, das Klirren springender Fenster mit dem Prasseln des an einigen Stellen aufschlagenden Feuers; Pulverdampf, Rauch und Staub verschlangen zeitweise die Kämpfenden. Ein nicht minder erbitterter Kampf tobte gleichzeitig in den mit hohen Mauern umgebenen Gärten des Dorfes, die förmliche Forts bildeten und erstürmt werden mußten. Mit dem Muth der Verzweiflung wehrten sich die Franzosen. Durch den hartnäckigen Widerstand hinter Thüren und Mauern hatten sie unsere Leute aber erbittert, und jeder Widerstand war vergebens, endlich erlahmte derselbe; mit finsternen Blicken, aneinander-

gedrängt, ergaben sich diejenigen, welche noch kampffähig und nicht geflohen waren.

An eine Ordnung war bei einem solchen Kampfe bald nicht mehr zu denken; jeder Offizier oder Unteroffizier führte mit dem um ihn befindlichen Mannschaften den Kampf auf eigene Faust. So war auch der dritte Schützengang gleich im Anfange des Dorfgeschlechtes vom Bataillon abgesprengt worden und in eine Nebenstraße gekommen, die, wie es schien, hinter einer Reihe von Gebäuden herumsührte und vollständig unbesezt war. Im Lauffchritt ging's die Straße entlang, über eine aus Karren und Hausgeräth hergestellte, aber unbesezte Straßensperre hinweg, um wieder auf den Kampfplatz zu kommen.

In kurzer Zeit hatten wir eine breite Hauptstraße erreicht, die nach Westen das Dorf verließ und nach Rouilly führte; wir befanden uns also ziemlich im Rücken der Dorfbesatzung. Es blieb kaum so viel Zeit, um uns zurechtzufinden, als wir schon bemerkt waren. Auf der Straße weiter hinab stand im Dorfe ein starker feindlicher Unterstützungstrupp; unser Erscheinen in seinem Rücken brachte bei denselben eine nicht geringe Verwirrung hervor, die sich wesentlich steigerte, als unsere ersten Schüsse krachten. Bald aber hatte, wie wir bemerkten, das Bemühen der Offiziere, Ordnung zu schaffen, Erfolg, und im Lauffschritt mit gefälltem Gewehr stürmte die Kolonne heran. Wir feuerten, was die Läufe halten wollten, was konnten wir aber, ein schon am 14. August zusammengehoffener Zug, der auch heute wieder eine Anzahl Leute verloren hatte, hier machen! An ersten Widerstand unsererseits war nicht gut zu denken. Wir zogen uns deshalb schnell bis zu dem erwähnten Verhaue zurück und nahmen hinter demselben Deckung; die Gegner folgten, und es entspann sich ein kurzes Feuergefecht. Eben wollten wir, der Uebermacht weichend, weiter zurückgehen, als ein Hurrah in der Dorfstraße vor den Häusern ertönte, hinter denen wir uns befanden. Es mußte dort eine größere Abtheilung unseres Bataillons geschlossen vordringen. Zielten unsere Gegner nun noch Stand, dann mußten sie abgeschnitten werden; dieses erkennend, zogen sie sich, so schnell sie gekommen waren, zurück, wir ungesäumt dahinter her, konnten sie aber nicht mehr erfassen.

In der Straße, welche in der Richtung auf Rouilly ausmündete, trafen wir mit Mannschaften unserer zweiten Kompanie zusammen, vereint mit diesen ging's nun den Abziehenden nach. Ohne zu halten, stürmten diese davon gegen den genannten Ort zu. Ihnen weiter zu folgen, war nicht rätlich, wir hätten uns sonst zwischen zwei Feuer gebracht, denn schon zogen Abtheilungen, welche aus den Gärten von Noisseville vertrieben waren, über das Feld, die wir nun unter Feuer nahmen.

Endlich waren aus Dorf und Gärten die Gegner hinausgeworfen, und wir glaubten, nun würde das Fort St. Julien sein Feuer gegen uns eröffnen, um uns zu verjagen. An maßgebender Stelle schien man etwas Aehnliches zu erwarten, denn wir räumten den Ort und zogen uns hinter denselben zurück. Das Fort aber schwieg, und der vollständige Rückzug des ganzen dritten französischen Armeecorps trat ein, wodurch auch die übrigen Corps veranlaßt wurden, den Rückzug gegen Metz anzutreten.

Wir besetzten das Dorf wieder und hatten nun Ruhe, die traurigen Folgen des Kampfes zu betrachten. Es sah in den Straßen und Häusern entsetzlich aus, unsere Verluste waren bedeutend, aber weit überwiegend war unter den Gefallenen die französische Uniform vertreten.

Zwei charakteristische Vorkommnisse mögen hier noch ihren Platz finden.

Während des Kampfes sah sich ein Unteroffizier plötzlich allein einer Anzahl Franzosen gegenüber. Kurz entschlossen rechnete er aus, daß es besser gethan sei, dem Vaterlande einen tüchtigen Verteidiger durch geschickten, wenn auch nothgedrungen etwas beschleunigten Rückzug zu erhalten, als sich in einen ungleichen Kampf einzulassen, dessen Ausgang nicht zweifelhaft war. Dem Gedanken folgt die That; doch unerwartet sperrt eine Mauer seinen Weg, die Verfolger sind dicht hinter ihm her. Als guter Turner sucht er entschlossen mittelst Kimmzuges die Mauer zwischen sich und seine Verfolger zu bringen; schon athmet er auf, die Höhe der Mauer ist erreicht, da, hilf Himmel! fühlt er sich an einem Fuße festgehalten und herabgezerrt. Doch ein verzweifelter Ruck — und der Franzose steht mit einem erbeuteten preussischen Kommissiel verblüfft am Fuße der Mauer, während der bisherige Träger

dieser Trophäe ihm von der anderen Seite der Mauer ein vernünftiges „bon voyage, cher camarade“ zuruft und schleunigst seine Kompagnie zu gewinnen sucht. —

Als nach dem Abzug der Franzosen ein alter Mann mit weißem Haar aus einem Keller aufsauchte und unter Thänen sein in Brand gerathenes Häuschen zu löschen versuchte, war er

im Nu von einer Anzahl Musketeiere umringt, die ihm die Löscharbeit abnahmen. In kurzer Zeit war jede Gefahr beseitigt und mit kräftigem Händedruck verabschiedeten sich die Löschmannschaften von dem Greise, seine französischen Dankworte mit einem gemüthlichen: „Schon gut, Alterchen, hat gar nichts zu sagen“ abwehrend. 6-1.

Ein Mann.

Roman von Hermann Heiberg.

(11. Fortsetzung.)

Der Mensch,“ sagte Tromholt zu dem Führer der Polizeipatrouille, „der mich hier hinterücks in meuchelmörderischer Absicht überfallen hat, ist ein gefährlicher, von den deutschen Gerichten längst wegen Mordes verfolgter Verbrecher. Bringen Sie ihn zur Wache, ich werde selbst nachfolgen und meine Angaben dort niederlegen. Ohne das Dazwischentreten dieses Mannes wäre ich verloren gewesen, ihm allein verdanke ich mein Leben.“ Bei den letzten Worten wandte er sich an den unbekanntem Retter, dessen Züge ihm die Dunkelheit bisher verborgen hatte.

„Wie! Sie sind es, Herr Tromholt?“ rief dieser, aus der Menschengruppe vortretend, die sich unflüchlich, man wußte kaum, woher sie gekommen war, an der Stelle versammelt hatte. „Wahrscheinlich, dann war es kein Zufall, der mich hierher geführt hat, sondern die Vorsehung selbst!“

„Graf Uglar, Sie?“ rief jetzt auch Tromholt, aufs höchste erstaunt.

Uglar neigte das Haupt. „Ich kam von meiner Braut, wir hatten von der Zukunft gesprochen, in die mir Ihre heutigen Worte einen so hoffnungsreichen Ausblick eröffneten, und von Ihnen, unserem Wohlthäter. Da, wie ich auf dem Heimweg an der Gasse vorbeikam, höre ich ein Stöhnen wie von einem Sterbenden, ich eile zu der Stelle, von woher die Töne zu kommen scheinen, und — nun, Sie wissen das übrige. Ich hatte keine Ahnung, wem ich beisprang, nun aber weiß ich, daß ich das Werkzeug einer höheren Macht war, die meine Schritte lenkte.“

„Haben Sie Dank!“ sprach Tromholt, indem er ihm tief ergriffen die Hand drückte. „Aber, was ist Ihnen? Sie bluten, Sie sind verwundet?“

„O, nichts Erhebliches, ich muß mich wohl geschnitten haben, da ich dem Schurken das Messer entwand; es wird vorübergehen,“ meinte Uglar, den Schmerz, den er jetzt erst empfand, gewaltsam beherrschend.

Aber Tromholt ließ sich dadurch nicht beruhigen. „Nein, nein,“ sagte er, „es ist eine starke Blutung.“ Und sich an die Umstehenden wendend, bat er den einen, einen Wagen, den andern, Wasser und Verbandzeug herbeizuschaffen. Alle drängten sich, seinem Wunsche nachzukommen, er selbst wusch Uglar die Wunde aus und verband sie, so gut es eben ging; dann führte er ihn zu dem Wagen, der am andern Ende der Gasse bereit stand, fuhr mit ihm zu einem Wundarzt und von da zur Wohnung des Grafen. Erst als dieser, regelrecht verbunden und zwar stark fiebernd und durch den Blutverlust geschwächt, aber doch nach dem Ausspruch des Arztes außer jeder ernstlichen Gefahr im Bett lag, verließ er ihn, um zunächst Agnes, des Grafen Braut, in schonender Weise selbst von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen und dann auf der Polizeiwache die näheren Angaben bezüglich Larsens zu machen, der dort dumf vor sich hinbrütend mit gefesselten Händen in einem Winkel hockte und jede Aussage verweigerte. Der höhere Beamte, der sich, von der Wichtigkeit des Falgs benachrichtigt, gleichfalls dort eingefunden hatte, befahl hiernach sofort die Abführung Larsens in das Gerichtsgefängniß.

Als Tromholt endlich, nachdem alle diese Angelegenheiten erledigt waren, sich seiner Wohnung näherte, sah er schon von weitem Ingeborg am offenen Fenster, besorgt nach ihm ausspähend.

Da es bei Tromholts ungewöhnlichem Ordnungssinn bisher niemals vorgekommen war, daß er ohne Benachrichtigung oder Grundangabe sich verspätet hätte oder ausgeblieben wäre, hatte sich Ingeborg, deren Leben und Denken überhaupt nur auf ihn sich richtete, einer furchtbaren Unruhe hingegeben.

Im Geschäft, wohin sie das Mädchen geschickt hatte, wußte man weiter nichts, als daß der Chef sich wegen einer Schiffsladung, die morgen in aller Frühe geloscht werden sollte, an den Hafen

begeben habe, von dort aber nicht, wie es sonst seine Gewohnheit war, nach dem Bureau zurückgekehrt sei. Mit dem Hafen wie mit allem, was in irgend einer Beziehung zum Seemannsberuf stand, verbanden sich für Ingeborg die trübsten Vorstellungen. Noch immer tauchte zu bestimmten Zeiten die Schreckgestalt Larsens vor ihrer erregten Phantasie auf, sie hatte eine dunkle Angst, daß er wiederkehren würde, plötzlich, unerwartet, wenn er erführe, daß sie lebte, und von dort, von der See würde er kommen. Daß sein Haß Tromholt nicht weniger als ihr selbst galt, fühlte sie instinktiv, und sie zitterte für ihn mehr als für sich selbst. So wuchs denn ihre Angst von Stunde zu Stunde. So oft unten ein Schritt hallte, riß sie dem Gebot des Arztes und der beruhigenden Einsprache des Mädchens zum Trost das Fenster auf und bog sich, ihre schwache Gesundheit dem schädlichen Einfluß der Nachtluft schonungslos preisgebend, weit hinaus, um zu sehen, ob er es sei. Dieser Zustand hatte sich nach wiederholten Enttäuschungen bis zum Fieberdelirium gesteigert, so daß das Mädchen sie fast mit Gewalt hindern mußte, das Haus zu verlassen und ihm, den sie bereits in seinem Blut schwimmen sah, zu Hilfe zu eilen.

Ueber all diese Vorgänge hatte Hansine, das Hausmädchen, Tromholt häufig unterrichtet, während er die Treppe emporstieg, und nun trat ihm auf dem Flur Ingeborg selbst, noch zitternd vor Erregung, mit glänzenden Augen und lebhaft gerötheten Wangen entgegen. Tromholt erkannte nur zu gut das Trägerische dieser blühenden Farben, und als Ingeborg nun sprachlos in überwallendem Gefühl seine Hände ergriff und ihn mit einem Blick anschaute, in dem die Freude, ihn wieder zu haben, noch mit der Angst um sein Leben kämpfte, da beruhigte er sie mit liebevollen Worten und drängte sie mit schonender Gewalt ins Zimmer, wo die Lampe auf dem gedeckten Tisch brannte und den freundlichen Eindruck stiller Häuslichkeit über den Raum verbreitete, der noch kurz vorher der Schauplatz so wilder Seelenkämpfe gewesen war.

Indem Tromholt an dem Tisch Platz nahm, überlegte er, ob es klug wäre, Ingeborg schon heute von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen, oder ob er damit nicht eine spätere Zeit abwarten sollte, wo ihre Nerven sich etwas beruhigt hätten. Aber während er sich noch auf eine Ausrede geschäftlicher Natur besann, bemerkte er, daß Ingeborg durch dieses Mittel nicht zu beruhigen sei, daß es vielmehr ihre Qual nur steigere. Obwohl er seinen Anzug sorgsam von allen Spuren des Kampfes gesäubert hatte, schien sie doch einen Theil des Vorgefallenen mittels jenes Ahnungsvermögens, das bei erregbaren Personen in ihrer Lage oft den Charakter des Hellsehens annimmt, zu errathen, ja, sie sagte es gerade heraus: „Sie sind ihm begegnet? Er ist da? O, ich wußt es ja, daß er kommen würde, der Glende! Er wird nicht ruhen, bis er mich getödtet hat, mich und alle, die ich — die mich beschützen. O, sagen Sie, ob er Ihnen etwas angethan hat, dieser — — — Doch nein, Sie sind ja hier, sind gesund, unverletzt, Sie leben, und es war wohl nur meine thörichte Angst, die mich so Schreckliches ahnen ließ!“

Nun konnte auch Tromholt mit der Wahrheit nicht länger zurückhalten. „Nein, es war nicht thörichte Angst, Ingeborg,“ sagte er, „Sie haben das Richtige errathen. Larsen ist hier —“

Mit einem Aufschrei sprang Ingeborg empor, Tromholt aber drückte sie mit sanfter Gewalt auf den Stuhl zurück. „Er ist in Kopenhagen,“ wiederholte er, „aber sein Verhängniß hat ihn hierhergeführt, Sie haben nichts mehr von ihm zu besorgen.“ Und nun erzählte er ihr das Nähere, wie ihn Larsen überfallen und wie er, durch Uglar gerettet, den Verbrecher den Gerichten übergeben habe, deren Sorge es sein werde, ihn für alle Zukunft unschädlich zu machen.

Ingeborg hatte während dieser Erzählung mehrmals die Farbe gewechselt, und als Tromholt geendet hatte, da löste sich die Spannung ihres Gemüthes in einem heißen Thränenstrom. Laut schluchzend schnellte sie empor. „O mein Retter!“ rief sie. „Gott sei gepriesen, daß er Sie aus den Händen dieses Teufels befreit hat!“

Tromholt sprach tröstend auf die Erschütterte ein. „Beruhigen Sie sich, Ihre Gesundheit ist solchen Aufregungen nicht gewachsen. Sie schaden sich, Ingeborg, und ich verdiene nicht solch überschwänglichen Dank.“

Er zog die Widerstrebende empor, sie schwankte, er mußte den Arm um sie schlingen, einen Augenblick ruhte sie an seiner Brust, und ihr feuchtes Auge tauchte sich, jetzt von fast überirdischem Glanz erfüllt, tief in das seine.

„Nein, nein,“ flüsterte sie mit gebrochener Stimme. „Und wenn ich daran sterben müßte, ich bin so glücklich — so glücklich —“

Ein jäher Hustenanfall erschütterte den zarten Körper, kraftlos und todesbleich sank das Haupt zurück. Tromholt rief erschreckt nach Hansine, er selbst trug die Kranke auf den Armen nach ihrem Lager, der Arzt mußte gerufen werden, er besorgte einen Nusssturz, und die ganze Nacht saß Tromholt im Nebengemach, angstvoll den schweren Erstidungsanfällen lauschend, von denen Ingeborg heimgesucht wurde und die jeden Augenblick das Schlimmste befürchten ließen. Erst gegen Morgen trat eine leichte Besserung ein, und nun suchte auch Tromholt die Ruhe auf, deren er nach den vorhergegangenen Geschehnissen so bedürftig war.

17.

Die geschilderten Ereignisse machten es Tromholt in der nächsten Zeit unmöglich, den Plan einer Reise nach Limforden zur Ausführung zu bringen. Aber auch die Nachrichten, die er von dort erhielt, waren keine erfreulichen; das Verhältniß zwischen Alten und Snarre verschlimmerte sich von Tag zu Tag, und Bianca gab ihrer Besorgniß für die Zukunft gegen den Bruder unverhohlenen Ausdruck. Sie erbat seinen Besuch, sobald es nur immer möglich sei.

Ingeborgs Zustand war seit jenem Abend ein höchst bedenklicher, der nach der Ansicht des Arztes ebensowohl noch Monate sich hinschleppen, als zu einer plötzlichen Katastrophe führen konnte. Uglar befand sich auf dem Weg der Genesung, aber es war zu befürchten, daß ein paar Finger der verletzten Hand steif bleiben würden. Um so mehr fühlte sich Tromholt verpflichtet, für die Zukunft des Menschen, ohne dessen Dazwischentreten er sicherlich ein Opfer von Larsens Rachsucht geworden wäre, sorgend bedacht zu sein. Seine verschiedenen Besuche bei dem Kranken hatten ihn auch in nähere Berührung mit dessen Braut Agnes gebracht, und er hatte sich dabei in einer jedes fernere Mißtrauen ausschließenden Weise von dem ehrbaren Charakter, dem trennen, selbstlosen Wesen des Mädchens überzeugt, das Uglar zu seiner Frau machen wollte. Darum that Tromholt jetzt auch alle Schritte zur Verwirklichung jener japanischen Pläne, an deren Werth er nach den eingezogenen Erkundigungen nicht länger zweifeln konnte, und er dachte daran, auch den Grafen Snarre für diese Sache, wie überhaupt für Uglars ferneres Schicksal zu interessieren und seine Großmuth zu Gunsten seines gebesserten Standesgenossen in Anspruch zu nehmen.

Zu all den Sorgen um andere gesellte sich für Tromholt in dieser Zeit auch noch eine, die ihn selbst betraf. Er fühlte eine zunehmende Abschwächung der Schkraft seines gesunden Auges, ja, nach großen Anstrengungen im Lesen und Schreiben, wie sie das Geschäft mit sich brachte, trat oft plötzlich eine völlige, wenn auch stets wieder vorübergehende Abstumpfung des Sehnervs ein. Der Arzt, den er über solche Erscheinungen befragt, hatte mit Bedenken nicht zurückgehalten und ihm unbedingte Schonung des angegriffenen Organs empfohlen, wenn anders er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, blind zu werden. Blind! Welch ein furchtbarer Gedanke! Aber wie vertug sich die empfohlene Schonung mit dem rastlosen Geist dieses unermüdetlich schaffenden Mannes, der nur in der Arbeit das Ziel seines Lebens sah!

Tromholt hatte eben eine Besprechung mit einigen Geschäftsfreunden auf seinem Bureau, als Hansine, das Dienstmädchen, ganz bestürzt und noch athemlos vom schnellen Gehen bei ihm eintrat.

„Herr, Herr!“ rief sie. „Es steht schlimm mit Fräulein Elbe. Ich bin fortgelaufen, es Ihnen zu sagen, der Husten ist wieder gekommen und die Athemnoth, und es ist, als ob sie ersticken wollte.“

Tromholt erschrak heftig.

„Eilen Sie sogleich zum Doktor Thyrup,“ befahl er, „und bitten Sie ihn, sich so schnell wie irgend möglich zu Fräulein Elbe zu bemühen. Ich werde bald folgen.“

Dann sprach er, gewaltsam die Gedanken dem Nächstliegenden wieder zuwendend, in gewohnter Ruhe und Sachlichkeit mit den Herren, verständigte sich mit ihnen über die in Frage kommenden Gegenstände, gab noch verschiedene Anweisungen in den Bureau und nahm dann — es war inzwischen Mittag geworden — eilenden Weg nach Hause.

Er fand bei seinem Eintritt die Dienstboten in großer Unruhe. Sie theilten ihm mit, daß der Arzt sich sehr beunruhigt und versprochen habe, gegen Abend wiederzukommen. Tromholt ging, tiefbewegt durch diese traurige Wendung Ingeborgs Befinden, sinnend in seinem Zimmer auf und ab und ließ endlich, um seiner Unruhe Herr zu werden, die Kranke fragen, ob er sie besuchen dürfe.

Er sah sie auch auf Augenblicke und war erschrocken über die Veränderung, welche sich in so kurzen Stunden in ihr Aussehen vollzogen hatte. Die Farbe ihres Angesichts, seit ihrer Krankheit in Trollheide immer bleich und durchsichtig, war nun freideweiß, und ein röchelnder, mit großer Reizbarkeit verbundener Husten erschwerte ihr das Sprechen.

„Meine arme Freundin,“ stieß Tromholt hervor und verhüllte dichter das Fenster des Gemaches, da das Licht, schon hereinbringend, Ingeborgs Augen anzustrengen schien. „Kann ich irgend etwas für Sie thun?“

Ingeborg Elbe richtete einen matten, dankbaren Blick auf Tromholt und schüttelte sanft das Haupt. So viel lag auf ihrer Herzen, so viel hatte sie ihm zu sagen! Ihr ahnte, daß sie das Krankenzimmer nicht wieder verlassen werde, und furchtbare Qualen zogen durch ihre Brust.

Tromholt wußte, was in ihr vorging. Er wäre gern ihrer Nähe geblieben, allein er fürchtete, die Bewegung, in die sein Anblick versetzte, möchte ihr schädlich sein, und so wandte sich nach kurzem Aufenthalt wieder zum Gehen.

„Ich sende Ihnen eine zuverlässige und in der Krankheitsbehandlung erfahrene Pflegerin,“ sagte er, die weiße, magere Dame der Kranken ergreift und eine Weile in der Ferne haltend. „Und nun denken Sie an nichts als an Ihre Gesundheit. Sie müssen wieder lebensfrisch werden, Ingeborg, und Sie werden es auch gewiß. Ich habe keinen innigeren Wunsch als den, Sie wieder kraftvoll und fröhlich zu sehen.“

Ein heißer Thränenstrom löste sich bei diesen Trostworten aus Ingeborgs Augen. Der ganze furchtbare Schmerz, der in ihrer Inneren durchwühlte, kam zum Ausdruck. Tromholt aber neigte tiefbewegt das Haupt und entfernte sich.

Als er in sein Zimmer zurückkehrte, fand er einen an seiner Privatadresse gerichteten Brief von seinem Schwager Alten, in dessen Inhalt seine Sorgen abermals vermehrte.

Alten meldete, daß Bianca sich einen sehr schmerzhaften Gelenkrheumatismus zugezogen habe und unfähig, ein Glied zu bewegen, im Bette liege. Ferner theilte er mit, daß Graf Snarre ihm auf seine sämmtlichen letzten Berichte, die wichtige und wichtige gleich rasch zu erledigende Anfragen enthielten, mit keiner Silbe geantwortet habe, und daß er, abgesehen von der Aufregung über diese „bodenlose Rücksichtslosigkeit“, infolge dessen gar nicht wisse, was er thun solle. Er habe schon nicht übel Lust gehabt, Snarre die ganze Geschichte kurzweg vor die Füße zu werfen, und wüßte seine Absicht wohl auch ausgeführt haben, wenn nicht Biancas Zustand ihm Rücksicht auferlegt hätte. Limforden sei ihm nachgerade verhaßt. Den Gedanken, dort in irgend einer Weise fernere Thätigkeit zu sein, habe er nunmehr endgültig aufgegeben. Zum Schluß hiess es, aus Kiel seien Nachrichten eingelaufen, denen zufolge man jeden Tag die Verlobung von Dina Ericius mit Snarre erwarte. Snarre würde das Mädchen im höchsten Grade in seinem Ruße schädigen, wenn er nicht Ernst machte. „Aber passen Sie auf, Tromholt! In dem letzten Augenblick besinnt sich die mit ihrem lächerlichen Hochmuth weit über Gott und Menschen stehende Erlaucht doch und läßt die bürgerliche Fräulein sitzen!“

Am Abend desselben Tages begab sich Tromholt, den diese Mittheilungen tief erregten und beschäftigten, zur Ablösung seiner schweren Gedanken in ein Weinhaus, wo er Freunde zu treffen und das er häufiger zu besuchen pflegte; gegen elf Uhr kehrte er nach Hause zurück.

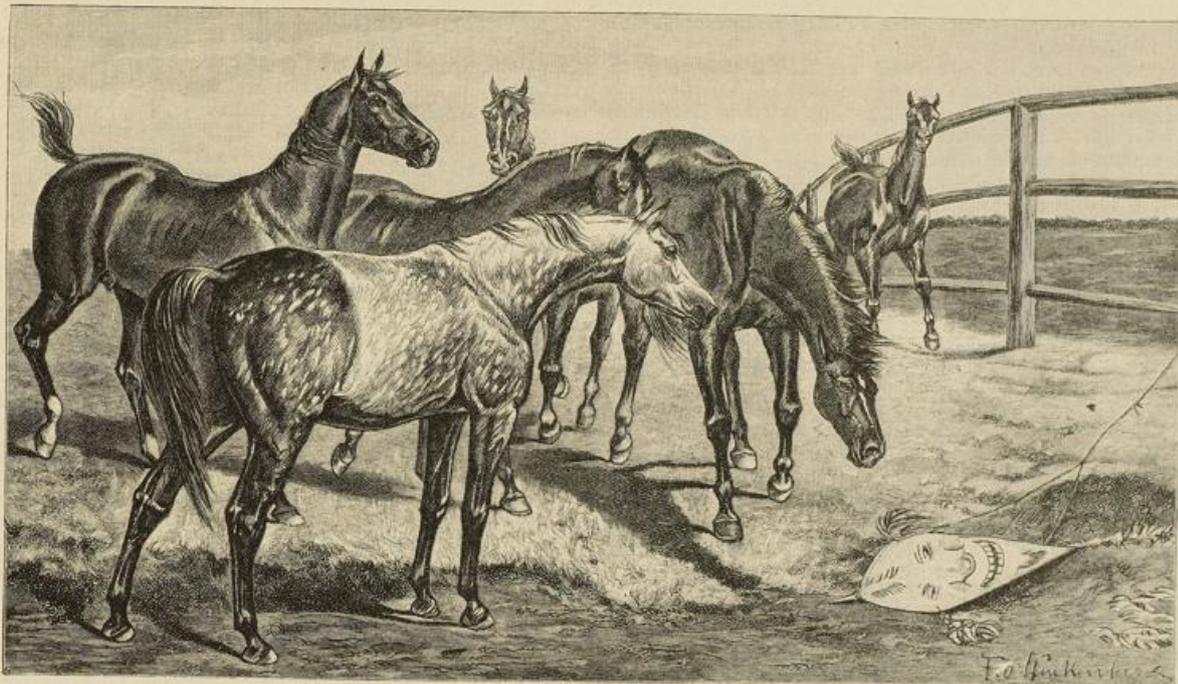
Er fand die Mädchen nicht mehr vor, in Ingeborgs Zimmer aber war Licht, und er nahm deshalb an, daß die Wärterin bei der Kranken wache.

Wiederholt betrat er das Speisezimmer, an das zur Linken im gleichen Flügel Ingeborgs Wohn- und Schlafzimmer stießen, und horchte, ob sich nebenan etwas rühre. Dann begab er sich in seine zur Rechten belegenen eigenen Räume, ließ aber absichtlich die Thür nach dem Speisezimmer offen, um für den Nothfall bei der Hand zu sein.

Da seine Gedanken noch allzu lebendig waren, entzündete er

„Noch einmal innigsten Dank für alles, alles Gute! — Kein Mensch, ein Gott waren Sie für die arme Ingeborg. — Dieses hier — Briefe von Dina Ericius, lesen Sie — sie werden Ihnen das Glück bringen, ich weiß es, das Sie bisher entbehrten, und dieser Gedanke erleichtert mir den Tod. — Leben Sie wohl, mein einziger unvergleichlicher Freund!“ Und von neuem schloffen sich ihre Lider — wie todt fiel sie zurück.

„Mein Kind, mein armes, liebes Mädchen!“ rief Tromholt in ungeheurem Seelenschmerz. Er hoffte, daß vielleicht doch nur eine neue Ohnmacht sie überfallen habe, und suchte sie höher aufzurichten. Als aber alle Versuche, sie ins Leben zurückzurufen, ohne Erfolg blieben, da ließ er Ingeborg sanft zurückgleiten und eilte ins Schlafgemach. Er fand hier zu seiner Ueberraschung keine Wärterin, sondern Hansine, die in einem Stuhl eingeschlafen war und erst bei wiederholtem Rütteln zu sich kam.



Merkwürdiger Fall.

Zeichnung von Franz O'Stückenberg.

eine Lampe und ließ sich in einem Lehnstuhl nieder. Er nahm eine Zeitung zur Hand und vertiefte sich in ihren Inhalt; endlich aber überfiel ihn doch die Müdigkeit, und zwar solcher Gestalt, daß er in dem Sessel fest einschlief.

Wohl eine Stunde mochte er so geruht haben, als er plötzlich durch ein Geräusch aufgeweckt ward. Rasch sprang er empor, rieb sich die Augen und schaute um sich. Seine Blicke richteten sich unwillkürlich auf das Speisegemach, woher das Geräusch gekommen war, und da sah er zu seinem Schrecken — ja, es war keine Täuschung — aus dem Dunkel hervorsimmernd eine weiße Gestalt auf der Erde liegen.

Im Nu ergriff er die Lampe und eilte hinein.

Vor ihm, nahe dem Speisetisch neben einem Stuhl, lag lang ausgestreckt Ingeborg Elbe. Offenbar hatte sie sich mit einer bestimmten Absicht von ihrem Lager erhoben und war hier, von Schwäche überwältigt, zusammengesunken.

Tromholt ließ sich zunächst, ohne nach der Wärterin zu rufen, zu ihr herab, hob und stützte sie und horchte voll Sorge und Unruhe nach dem Schlage ihres Herzens. Noch schien geringes Leben in ihr zu sein, und wirklich öffnete sie in diesem Augenblick die Lider, sah ihn mit tiefen und angstvoll stehenden Blicken an und flüsterte seinen Namen. Während er gütig und zärtlich auf sie einsprach, drückte sie ihm ein kleines Packet in die Hand und flüsterte mit sterbender Stimme:

XXXVIII. Nr. 38.

Aber als Tromholt mit ihr zurückkehrte, war alles vorüber. Tromholt und Hansine hoben die Entschlafene empor, betteten sie auf ihr Lager und stellten brennende Kerzen ringsum. Nachdem das alles geschehen, hieß der Mann die Magd sich entfernen. Er aber saß bis zum Morgengrauen bei der Entschlafenen, und ruhelos irrten die Gedanken durch sein sorgenschweres Haupt. Er dachte, was ihm Ingeborg Elbe gewesen war, wie sie an ihm bis zum letzten Athemzug in treuer, aufopfernder Liebe gehangen hatte, und es ergriß ihn ein bitteres Gefühl der Trauer darüber, daß es ihm nicht gegeben war, diese Liebe so zu erwidern, wie sie es verdient hätte.

Seltames Geschick! Für sie, deren stumme Qual er täglich mit ansah, die ihm mit ihrer ganzen Seele ergeben war, konnte er nichts anderes als Gefühle warmer Freundschaft finden, während sein Herz mit allen Fasern an der hing, die ihn nicht lieben konnte, die ihn verschmäht hatte. Nun fiel sein Blick auf das Packet Briefe, das er noch immer in der Hand hielt, Ingeborgs letztes Vermächtniß an ihn. Was mochten sie enthalten? — Mechanisch griff er einen aus dem Bündel heraus und las, erst nur mit halbem Verständniß und dann mit wachsendem Interesse, während ein Zug tiefster Kühlung über sein Gesicht flog. Der Brief lautete:

„Meine einzige Ingeborg!

Traufen scheint die Sonne so warm und herrlich, als ob ihr vom Schöpfer eine Belohnung für regen Dienstleister ausgelegt

sei. Du weißt, meine Herzensfreundin, daß solches Wetter die Seele freudig stimmt und daß man Flügel nehmen möchte, um in die schöne Welt hinaus zu fliegen, wenn das bei den vorbandenen Jagdrevieren nicht gar zu gefährlich wäre. Als Trappe oder sonst ein großes, seltenes Thier herabgeschossen zu werden, erkläre ich nun eigentlich nicht für das Endziel meiner Wünsche. Nein, ganz gewiß nicht. Also, wie gesagt, die Sonne hat sich wundervoll herausgeputzt und macht mir Freude, und in dieser gehobenen Stimmung setze ich mich auf den bekannten mit dem bunten Papagei bestickten Schreibstisch, um endlich Deine Zeilen zu beantworten. Mein Gott, Herzenskind, wo war ich denn eigentlich stehen geblieben, und was wollte ich Dir doch alles erzählen? Man sollte sich Notizen machen, bevor man sich ans Briefschreiben begiebt. Niemals sollte man unterlassen, empfangene Briefe vor der Beantwortung noch einmal durchzulesen, um zu sehen, mit welchen Gegenäußerungen man den Briefschreiber erfolgreich ärgern oder entzücken kann. Sodann wäre zu berichten über eigenes inneres und äußeres Dasein, also über Hoffnungen, Freude, Schmerz, Liebe, Zahnweh, Halsweh und Freundschaft. Ferner über Bälle, drückende Stiefel, langweilige Visiten, anziehende Bücher, Klavierspiel und Dienstbotenverdruß. Bei Liebe und Freundschaft, gute Ingeborg, fällt mir ein, daß Graf Snarre noch immer hier ist und mich in unerlaubter Weise verzieht. Daß ich öffentliches Vergerniß erzeuge, ist sicher, ich sehe bereits manches Fräulein mit neidgelbem Angesicht an mir vorüberstreifen, ihr Gruß ist steif und herablassend, als sei ich in meinem Lebenswandel höchst tadelnswerth, als sei ich ein kokettes sündiges Geschöpf, das mit vollen Segeln dem Abgrund entgegenreibt. Du fragst in Deinem letzten Brief, wie weit das lustig ernste Spiel zwischen mir und dem Grafen geblieben sei. Darauf, mein verehrtes Fräulein, kann ich Ihnen keine Antwort geben. Ich halte Snarre bei seinen vielen guten Eigenschaften, die mich zu ihm hinziehen, für veränderlich, unschlüssig und von augenblicklichen Bequemlichkeitsstimmungen recht sehr abhängig, also vielleicht ist alles doch nur Strohhalm. Dann geht die kleine Ericus in eine stille Ecke und weint sich aus, und wenn sie sich ausgeweint hat, wird sie sich sagen: auch ein Mädchen soll sich in ernstern Lebensverhältnissen als ein Mann zeigen und so gut es geht in das Unabänderliche schiden — aber, mein Herzenskind, schnell wird's mit dem Weinen nicht vorbei sein — — — da hast Du mein Bekenntniß!

Hier ist noch solch ein in Zweifeln, aber in weit schwereren Zweifeln seinen Kopf abends in das Bettkissen drückendes Geschöpf, es heißt Susanne, einstige Uklar, geborene Ericus. Um Dir das deutlich zu machen, muß ich Dir eine kleine Geschichte erzählen. Also höre:

Es war einmal ein stolzes Burgfräulein, das goldene Spangen und eine Schleppe trug, so lang wie der Schweif eines schimmernden Kometen. Aber sie hatte ein launisches, hoffähriges Gemüth und dächte sich eine Brunhild gegenüber den Männern. Den sie mit ihrer Hand beglückte, der sollte ein Muster seiner Gattung sein, stark und weich, klug und schwärmerisch, stolz und unterwürfig, vornehm von Stand und doch schlicht bürgerlich in seinem Auftreten, kurz ein Mann, der die verschiedensten Eigenschaften in sich vereinigte. Sie sah wohl ein, daß ein solcher, wie ihr Herz ihn begehrte, wie sie allein ihn ihrer werth hielt, auf dieser Erde schwer zu finden sein dürfte, ja nach und nach hatte sich der Gedanke in ihr festgesetzt, daß es kaum möglich sei, ihn zu finden.

Und als nun der Richtige, der, welcher ihrem Ideal, soweit es eben menschenmöglich war, entsprach und wenigstens die hervorragendsten dieser Eigenschaften in sich vereinte, wie durch eine höhere Schidung plötzlich vor ihr stand und zu ihr sprach: „Ich liebe Dich, werde mein Weib!“ da wollte sie's nicht zugeben, daß er der Rechte sei, und eben weil ihr Herz sie im stillen schon zu ihm hinzog und sie fühlte, daß er bereits eine Macht über sie erlangt hatte, sträubte sich ihr trotziger Sinn gegen solchen Zwang und sie wies ihn zurück.

Nach Jahren aber, da sie noch immer im stillen jenes Mannes gedachte und sich mit aller Macht gegen den Gedanken wehrte, der ihr oft wie ein heimlicher Vorwurf vor die Seele trat, kam ein anderer, der von den vorerwähnten Eigenschaften keine oder doch nur die eine, nebensächliche, der vornehmen Geburt besaß. Wie der nun vor sie hintrat und mit falscher, berückender Stimme dasselbe, nur in anderer blumenreicherer Rede sprach, da — obwohl oder gerade weil alle, die es gut mit ihr meinten,

sie warnten, und auch weil sie glaubte, des ihrem Stolz so peinlichen Gedankens an jenen ersten Freier damit am schnellsten ledig zu werden, da sagte sie „Ja“ und nahm ihn.

Aber es zeigte sich bald, daß sie eine Perle gegen einen Kiesel, einen nichtigen, nur äußerlich und sehr oberflächlich geschliffenen Kiesel hingegeben hatte, und sie warf auch den Kiesel wieder weg. Da erkannte sie erst recht den Werth jener Perle, die zwar nicht aufdringlich an Glanz, aber doch ein echtes, kostbares Kleinod war, und einen Augenblick hoffte sie auch jetzt noch, jene wieder erringen zu können. Allein es war ein schöner Wahn. Der Mann, den sie damals verschmäht hatte, war gerade so stolz, wie sie selbst es gewesen, seine Liebe war erloschen, und ihre Reue kam zu spät. Seit sie das erkannt hat, will sie von den Männern, die sich noch immer um ihre Gunst bewerben, nichts mehr wissen und verzehrt sich in heißer, ohnmächtiger Sehnsuchtsqual nach dem einen, den sie für immer verloren. Für immer! Sie kann es noch nicht ganz fassen, und es giebt Augenblicke, wo sie beim leisesten Geräusch zusammensäßt und zittert und meint, er müsse es sein, der da komme und vor sie hintrete, um ihr das zu wiederholen, was er ihr damals gesagt — o wie ganz anders würde sie ihm jetzt antworten! — oder wo sie roth und blaß wird und ihre Augen leuchten, wenn der Postbote einen Brief bringt und sie glaubt, er komme von ihm, während er doch von Dir kommt, meine süße Ingeborg, und kein Sterbenswörtchen von ihm enthält. Ich glaube, manchmal ist sie sogar ein bißchen eifersüchtig auf Dich, mein liebes Herz. Aber siehst Du, so geht es den Burgfräulein, wenn sie zu stolz sind. Es ist eine recht traurige Geschichte, und sie thut mir herzlich leid, die arme — — — jetzt hält ich bald ihren Namen verrathen, und es ist doch nur ein Märchen, was ich Dir da erzählt habe. Aber nun zu etwas Lustigerem — — —

Tromholt las nicht weiter, eine heiße Blutwelle drängte ihm gegen das Auge und ließ die zierlichen Schriftzüge zu einem wirren Bilde verschwimmen, sein Herz schlug mächtig, er mußte die Hand, die den Brief hielt, darauf pressen, und ein Rauch des Glücks kam über ihn, ein Gefühl, wie er es nie in seinem Leben empfunden hatte, der späte Lohn für die Qual langer Jahre. Er schämte sich dessen fast im Anblick der Todten, die mit verklärtem, friedlichem Gesichtsausdruck dalag, als theilte sie auch noch dieses Glück mit ihm. Ihr hatte er es zu danken, das also von der letzte, höchste Beweis ihrer Liebe, die sie im Tod noch für ihn bekundete. Tromholt drückte einen Kuß auf die kalte, starre Hand und benetzte sie mit seinen Thränen, Thränen des Glücks und der Trauer, den ersten, die er seit lange geweint.

18.

Am Tage nach dem Ball beim Oberpräsidenten traf Snarre als er eine Stunde vor dem Mittagessen die Ericusische Wohnung betrat, Frau Ericus und Dina nicht zu Hause. Der Diene berichtete, daß die beiden Damen Besuche machten, daß aber Frau Susanne sich im Wohnzimmer befände. Snarre kam dies nun halb gelegen. Er hatte sich inzwischen überlegt, ob er nicht Susanne zur Vertrauten seiner Absichten auf Dina machen und sie bitten sollte, die Bestimmungen ihrer Schwester in dieser Richtung näher zu erforchen. Aber dann war ihm aufs Herz gefallen, daß etwas Unzartes darin liegen könnte, gerade diejenige, der er ein selbst ziemlich deutlich gleiche Absichten in Bezug auf ihre Person zu erkennen gegeben hatte, in dieser Sache um Rath zu fragen.

Bei diesen Zweifeln wäre es ihm eigentlich lieber gewesen, der Zufall hätte die Dinge weiter gelenkt. Es ging ihm bei allen schwankenden Menschen, sie möchten gern etwas erreichen und gelangen doch zu keinem Handeln. Endlich entschloß er sich bei Susannen einzutreten, statt sich, wie er einen Augenblick erwogen hatte, in den Garten zu begeben und Dinas Rückkunft dort zu erwarten.

Susanne saß auf ihrem gewohnten Platz am Fenster. Der Zug schmerzlichen Entschlusses, den Snarre in letzter Zeit so oft auf ihrem Antlitz bemerkt hatte, war einer freundlichen Mißgewichen, das eindringende Morgenlicht verlieh dem sonst bleichen Gesicht eine frischere Farbe und von dem hellen Hintergrunde hoben sich die Formen ihrer Gestalt in gereifter Schönheit ab. „Es ist etwas Madonnenhaftes an ihr,“ dachte Snarre, als er ihm freundlich lächelnd Guten Morgen bot und ihn mit einer Gebärde voll ruhiger Anmuth zum Sitzen einlud.

„Ich freue mich, Sie in so guter Stimmung zu finden,“ sagte er, ihren Gruß erwidern. „Man sieht, Sie haben fröhliche Gedanken, ich beneide Sie darum. Schade daß wir nicht tauschen können!“

„Ihre Voraussetzungen bezüglich meiner Laune treffen zu, Herr Graf,“ erwiderte sie ihm, den heiteren Ton des Gesprächs trotz seiner nachdenklichen Miene festhaltend. „Das kommt wohl davon, daß ich nicht wie Mama und Dina, die heute etwas angegriffen aussehen, auf dem Ball beim Präsidenten gewesen bin. Sollte die Nachwirkung dieses großen Ereignisses auch auf Ihr Gemüth einen Schatten geworfen haben? Oder was sonst veranlaßt Sie zu dem Wunsch, mit mir tauschen zu können? Uebrigens ein Gedankenaustausch gehört ja keineswegs ins Gebiet der Unmöglichkeiten, und wenn ich Ihnen damit einigen Trost spenden kann, soll mich's freuen. Was bedrückt Sie, Herr Graf? Darf man's wissen?“

„Ja,“ bestätigte Snarre in schier kläglichem Ton, „es sind die Nachwirkungen vieler anderer aufregender Dinge, nicht nur des gestrigen Balls, die mich bedrücken. Kennen Sie, gnädige Frau, jenes Gefühl des Unbefriedigtseins, jenen Drang nach einem Etwas, das unsere Gedanken trotz aller Gegenwehr ausschließlich in Anspruch nimmt, sie bald in die hellen Farben der Hoffnung, bald in die düsteren des Verzagens, der Unsicherheit, ja selbst des Grams taucht und uns in diesem raschen Wechsel von Stimmungen und Empfindungen der Fähigkeit eines fähigen Entschlusses völlig beraubt?“

„O ja, ja; ich kenne ihn, diesen Zustand!“ flüsterte Susanne, über deren Gesicht bei des Grafen Worten ein Schatten der Wehmuth gelagert war, mehr für sich, als in Erwiderung auf seine Rede. Zum Glück hatte der Graf, der den Kopf gesenkt hielt und seinen Gedanken nachhing, nichts davon gehört. Susanne fand Zeit, ihre Gemüthsbewegung zu beherrschen, und in den früheren Ton zurückfallend, erwiderte sie nun laut: „Ein Zustand, wie Sie ihn schildern, Herr Graf, ist mir wohl, wenn ich nicht irre, aus Büchern bekannt, ich bezweifle aber doch, ob die Bezeichnung, die er dort findet, auch für Ihre Gemüthsstimmung paßt. Nein, nein, ich täusche mich wohl, Sie sind nicht verliebt, Herr Graf, Sie haben nur, wie Dina sagt, zu viele weiche Bettkissen, daran scheuere Sie sich die Gedanken wund.“

Susanne lachte bei den Schlussworten.

„Aus Ihrem Lachen,“ bemerkte er etwas gereizt, „schließe ich, daß Sie Fräulein Dina bestimmen. Es scheint bei Ihnen allen ein unantastbares Evangelium, daß es mir zu gut geht und daß ich deshalb Verdruss empfinde. Sie glauben doch sicher nicht, Frau Gräfin, daß äußeres Wohlleben alles ist, dessen der Mensch bedarf? Seltsam, die Wohlhabenden erfreuen sich niemals der Theilnahme ihrer Mitmenschen, ihre körperlichen und geistigen Schmerzen sind belanglos. Sie haben ja Geld! Das ist die ausreichende Arznei für alle Leiden, körperliche und geistige. Aber kommen wir einmal zur Sache, gnädigste Gräfin! Ich habe sehr das Bedürfnis, Ihnen mein Herz auszusühten.“

„Bitte, sprechen Sie, Herr Graf!“ entgegnete Susanne, deren Gesicht einen ersten Ausdruck angenommen hatte. „Was immer es auch sei“ — sie betonte ihre Worte merklich, — „sien Sie überzeugt, daß ich es in dem von Ihnen gewünschten Sinne auffasse.“

„Wohl!“ sagte Snarre, rückte ein wenig näher und faßte Susannes Hand, die sie ihm mit einer leichten Verlegenheit ließ, „ich möchte von Ihnen hören, ob Sie glauben, daß Fräulein Dina mich liebt, und ob Sie meinen, — beachten Sie wohl, — daß sie in diesem Fall mit mir glücklich werden würde?“

„Wie seltsam, daß Sie diese letzte Frage hinzufügen, Herr Graf!“ entgegnete Susanne, ohne über die Eröffnung eine sonderliche Ueberschätzung zu zeigen. „Sie scheint mir schwerer zu

beantworten als die erste, die ich unter Umständen bejahen möchte. Sie sind beide sehr verschieden. Dina ist gut bürgerlich geartet, ich wähle absichtlich diesen Ausdruck; Sie, Herr Graf, sehen einmal — es ist dies das natürliche Ergebniß Ihrer Erziehung und Ihrer gesellschaftlichen Stellung — alles in einem — verzeihen Sie — etwas einseitigen Lichte an.“

„Gerade weil Fräulein Dina mir stets denselben Vorwurf macht, der Mensch doch aber nicht über seinen eigenen Schatten springen kann, kommen mir Bedenken,“ erwiderte Snarre. „Aber glauben Sie mir, der bürgerliche Hochmuth ist nicht weniger groß als der unfreie, und doch erscheint er den Leuten als etwas vollkommen Berechtigtes. Manche treten schon von vornherein dem Adeligen mit steifer Kopfhaltung entgegen. Weshalb? Sie sagen, Du trägst ein von' vor Deinem Namen, aber ich bin doch besser als Du!“

„Ich kann Ihnen darin nicht ganz Unrecht geben und finde dies auch tadelswerth, obwohl der erste Anlaß dazu doch wohl von der anderen Seite ausgegangen ist. Es sind die bösen Beispiele, die hier die guten Sitten verderben.“

Snarre sprang von dem Thema ab, er wußte, er würde Susanne nicht überzeugen, auch wünschte er, nicht allzuweit von seinem Ziele abzuschweifen, obgleich er im Grunde recht enttäuscht war, daß Susanne die Frage einer Heirath zwischen ihm und ihrer Schwester so überaus gelassen aufgenommen hatte. Es entging seiner Empfindlichkeit nicht, daß sie die Ehre einer solchen Verbindung für eine gegenseitige Schätze, ohne im geringsten seine hohe Geburt und die geopferten Ueberlieferungen seines Hauses dabei in Betracht zu ziehen. Doch überwand er rasch diesen Rückschlag in alte, eben gerigte Vorurtheile und sagte ganz unbefangen:

„Und was ist nun Ihre Meinung in der Hauptfrage? Glauben Sie, daß ich das liebe, kleine Mädchen fragen darf, ohne einen Korb zu gewärtigen?“

Susanne reichte ihm die Hand. „Sie sind besser, als Sie sich manchmal den Anschein geben, es zu sein. Wenn es Ihnen recht ist, will ich im Vertrauen mit Dina sprechen. Dieses Anerbieten schon sagt Ihnen, wie sehr die Erfüllung Ihrer Wünsche den meinigen entspricht.“

„Nehmen Sie aufrichtigen Dank, quädigste Gräfin,“ rief Snarre freudig erleichtert. „Ich sehe Ihr Anerbieten als ein großes Geschenk an, das ich Ihnen nie werde vergelten können. Und Fräulein Dina glücklich zu machen, ist mein redlicher Wunsch. Ich leugne nicht, daß sie einen guten Einfluß auf mich übt, jeder Mensch hat eine Doppelnatur. Ich erkenne die meine, das ist schon etwas. In meiner Jugend ließ man mich eben immer nur in einen einzigen Spiegel schauen, und da sah ich allein mich selbst, die Welt gruppirte sich um mich, nicht ich war ein Theil des Ganzen. Daß dem in Wirklichkeit nicht so ist, davon habe ich bei meiner jüngsten geschäftlichen Unternehmung täglich Gelegenheit, mich in einer Weise zu überzeugen, die mir das Leben nicht gerade erheitert und einen Ausbruch schlechter Laune gelegentlich wohl verzeihlich macht. Allen ist nicht mein Mann, ich habe das gleich erkannt, und nur aus Rücksicht auf seinen Schwager und seine Frau habe ich ihm die Stellung gegeben. Aber es geht nicht länger so, am liebsten wäre ich ihn mit sammt den Werken los. Ja, wenn Tromholt noch da wäre!“

Snarre schwieg plötzlich. Es war das erste Mal, daß Tromholts Name von ihm genannt wurde, und die schmerzliche Wirkung, die er auf Susanne hervorbrachte, konnte ihm nicht entgehen.

„Doch wozu jetzt von Geschäften reden!“ fuhr er daher in raschem Uebergang fort: „also es bleibt dabei, liebe Frau Gräfin, Sie legen ein gutes Wort für den bösen Aristokraten bei der kleinen Bürgerin ein?“

„Gewiß, ich halte Wort, Herr Graf. Sie hören bald von mir,“ entgegnete Susanne und in ihren Mienen kam die Herzlichkeit ihrer Gesinnung zum Ausdruck. (Schluß folgt.)

Blätter und Blüten.

Die Sitten der guten Gesellschaft sind nicht immer so einfach, daß es für jemand, der noch nicht Gelegenheit hatte, gesellschaftliche Erfahrungen zu sammeln, stets leicht wäre, das Richtige zu treffen. Bei den verschiedenen Völkern und in den verschiedenen Ländern weichen die bei den gleichen Gelegenheiten üblichen Bräuche und Formen oft weit von einander ab, ja verwechseln sich in das gerade Gegentheil — und nicht einmal eine Wanderung in die Fremde braucht man anzutreten; im eigenen Vaterlande sind nach der Eigenart der Stämme und Gegenden die ge-

selligen Formen grundverschieden, ja sie ändern sich vielfach schon, wenn man aus den Städten nur in die benachbarten Orte kommt. Da giebt es denn gerade für diejenigen, die am eifrigsten bemüht sind, Verstöße gegen das Uebliche zu vermeiden, der Sorgen genug, und die Redaktionskorrespondenz der „Gartenlaube“ könnte von ergöglichen Verlegenheiten berichten.

Eine junge glückliche Braut fragte elf Monate vor ihrer Hochzeit an, welchen Platz an der Seite ihres Bräutigams sie bei der Trauung

einzunehmen habe — an der rechten oder an der linken Seite; ihr „sehr verständiger“ Bräutigam behauptet: an der rechten, als der Ehrenseite, ihre Mutter aber: an der linken, um schon mit dem Blicke die Stellung der Frau ihrem Gatten und Herrn gegenüber anzudeuten. Ein junger Norddeutscher fragte ganz empört kurz an: „Ist es erlaubt, Spargeln mit den Fingern zu essen? Das ist ja barbarisch!“ Und eine kleine neugebackene Hausfrau verlangte Entschcheidung, ob sie ihr Dienstmädchen mit „Du“ oder „Sie“ anreden solle.

Wir wollen diesen Dreien den Gefallen thun, ihre Fragen an der Hand eines hübschen Buches von Marie Calm, das den Titel „Die Sitten der guten Gesellschaft“ (Stuttgart, J. Engelhorn) führt, kurz zu beantworten. Der vorsorglichen und etwas ehrgeizigen Braut giebt Marie Calm den Trost, daß die Braut in den meisten Gegenden bei der Trauung an der rechten Seite des Bräutigams stehe; eine feste allgemeingültige Regel aber giebt es nicht, und man thut deshalb gut, sich vorher nach dem besonderen Brauch der Gegend an geeigneter Stelle — am besten vielleicht bei dem Geistlichen, der die Trauung vollziehen soll — zu erkundigen. — Der Spargelknecht mag sich beruhigen: die Sitte erlaubt es allerdings, die köstlichen Stangen mit den Fingern zu essen. Der Gebrauch stammt aus England, wo man die langen dünnen Spargeln nicht isst, sondern nur auskaut. Unsere biden, fleischigen Braunschweiger Spargeln, die man wirklich verpeißt, gestatten auch die Benutzung der Gabel und selbst des Messers. — Die „Dienstmädchenfrage“ löst unsere Beraterin mit der energischen Erklärung: „Die Herrin wird das Mädchen mit ‚Sie‘ anreden und nicht mit dem ‚Du‘, das noch in vielen Häusern Sitte ist und welches, da das frühere familienhafte Verhältnis nicht mehr damit verbunden ist, das Mädchen unter die Beiläufigen stellt, die uns um ein Almosen anpricht und die wir doch ‚Sie‘ nennen.“

Wir möchten glauben, daß selbst gesellschaftlich Bewanderte noch manches Belehrende in dem anziehend geschriebenen Buche finden dürften, wemgleich Takt und Erfahrung bei älteren Personen die Theorie ja vielfach grau erweisen lassen. Vor allem aber möge das junge Volk, das eben erst in die Gesellschaft eingetreten ist oder eingeführt werden soll, sich die Rathschläge einer erfahrenen und feinfühligen Dame gefallen lassen; es fährt dabei nur gut, lernt manches, was es noch gar nicht näher beachtet hat, und — spart das Porto für umständliche Briefe an die gefälligen, aber auch recht viel beschäftigten Redaktionen!

Schloß Kronborg. (Zu dem Bilde S. 629.) Bei der dänischen Stadt Helsingör, an der Stelle, wo der Sund am schmalsten ist und die Küsten von Seeland und Schweden bis auf vier Kilometer einander sich nähern, liegt das stolze Schloß, das unsere Abbildung dem Leser zeigt. Vor mehr als 300 Jahren, 1577 bis 1585, von König Friedrich II. erbaut und stark besetzt, diente es lange Zeit dazu, die Erhebung des Sundzolls mit seinen Kanonen zu unterstützen und einem etwaigen Gegner die Durchfahrt zu verstopfen. Heute freilich ist das Schloß als Festung ohne Bedeutung, und der Sundzoll, der in früheren Jahren für Dänemark und 7 1/2 Millionen Mark abwarf, ist 1857 um das hübsche einmalige Einkommen von annähernd 70 Millionen Mark abgelöst worden. So ist das „Schloß am Meer“ zur profanen Kaserne geworden und nur die geschichtliche Erinnerung und schattenhafte Sagen erhalten ihm einen Schein seiner einstigen Bedeutung. Auf der „Terrasse vor dem Schlosse bei Helsingör“ läßt Shakespeare den Geist des ermordeten Dänenkönigs vor seinem Sohne Hamlet erscheinen und tief unten in den Kammern sitzt Holger Danske, Dänemarks Schutzgeist, von dem Anderen uns erzählt und der hervorreten wird, wenn das Vaterland in Gefahr schwebt. Dem Reisenden aber, der heute Kronborg besucht, dem zeigt der Kastellan wohl auch die Zimmer, in denen die unglückliche Königin Karoline Mathilde, Christians VII. Gemahlin, gefangen saß, weil sie des sträflichen Eimverständnisses mit dem Arzte und Kabinettsminister Struensee bezichtigt ward.

Es sind keine fremdlichen Bilder, welche Geschichte und Sage aus Kronborgs Mauern hervorzuzaubern. Wer aber von ihren Schauern sich erholen will, der steige hinauf auf das platte Dach des südwestlichen Schloßthurms: da wird ihn die prachtvolle Aussicht über den Sund und hinüber nach der schwedischen Küste, wie landeinwärts über Seeland hinweg wieder erfrischen und das bewegte Treiben auf See zurückführen in die lebenswarme und lebensfrohe Gegenwart.

Der Ehrenthurm für Friedrich Fröbel auf dem Kirchberg bei Oberweißbach in Thüringen, dessen Bau der „Thüringer Waldverein“ in die Hand genommen und zu dessen Förderung auch die „Gartenlaube“ ihre Stimme erhoben hatte (vgl. Jahrgang 1887, Nr. 48), ist nunmehr fertig gestellt und am 27. Juli feierlich eingeweiht worden. Der Thurm

ist massiv aus Bruchsteinen ausgeführt, von rechteckiger Grundform, unten mit einem zweistöckigen Anbau nach Osten, der Kellerraum und Schutzzimmer bietet. Auf 18 1/2 Meter Höhe krönt den Steinbau ein hölzerner Aufsatz, welcher ein auf allen Seiten mit Fenstern versehenes, geschlossenes und doch die Aussicht in keinerlei Weise behinderndes Zimmer bildet. Ueber dem Eingang zum Thurm aber ist ein Medaillonbildniß Friedrich Fröbels in die Mauer eingelassen, ein Werk des Bildhauers Hercher in Rudolstadt, während der Thurm selbst von dem Architekten C. Nubi in Rudolstadt entworfen und ausgeführt worden ist. Welch schöne und herrschende Lage der Thurm hat, davon kann sich der Leser am besten eine Vorstellung machen, wenn er den Jahrgang 1887 zur Hand nimmt und dort das Bildchen S. 796 betrachtet. Es zeigt ihm das Pfarrhaus von Oberweißbach, die Geburtsstätte des Vaters der Kindergärten, und darüber emporragend den Berg, welchen Fröbel so gern erstieg, sich vor seiner Kutze aus am Anblick der aufgehenden Sonne oder an der köstlichen Fernsicht zu laben.

Dem „Gartenlaube-Kalender“ von 1891 auf den Weg. Sie haben eigentlich etwas Graues, diese Kalender, die das neue Jahr vor uns heraufführen, ehe noch das alte hinuntergesunken, die gleichsam einen neuen Rock vor uns ausbreiten, den man sich anziehen soll, eh noch der alte abgetragen ist. Ich muß gestehen, ich betrachte den jeweils neuen „Gartenlaube-Kalender“, der nun seit Jahren regelmäßig so im August auf meinem Schreibtisch sich einfindet, immer zuerst mit gemischten Gefühlen Sapperment — da liegt er schon wieder vor Dir, der Bote des neuen Jahres, und Du wollest doch noch so viel thun im alten — und dann schwirrt mir der Kopf vor der Menge von Unterlassungsünden und halb fertigen Leistungen, die mir alle auf einmal einfallen, wenn ich das rothe Bändchen mit seinem golden leuchtenden Titel und der — ich weiß nicht, ist es richtig so oder mir schmerzhaft einklingend — besonders deutlich leuchtenden goldenen Jahreszahl sehe, die immer um eins größer wird. Und fast mit Widerstreben gehen auch diesmal die Finger daran, den Deckel aufzuschlagen und etwas in dem Büchlein zu blättern. Mittlerweile ist mir aber doch die Erinnerung lebendig geworden, daß ich das vorige Jahr auch so dalaß und blättere und in Gedanken eine Art Selbstparade abhielt, und daß ich dabei unversehens ins Leben gerathen war — ich hatte mich, ehe ich mir's selber recht bewußt geworden war, so in „Antel Veos Verlobungsring“ vertieft, daß darüber der Anlaß in meinem Inneren ganz stille wurde, weil niemand mehr da war, der ihn zuhöre. Mit merklich geklärten Sinnen betrachte ich schon auch den „Eindundneuziger“; er wird mir ja wohl ähnlich angenehme Eindrücke gewähren, wie sein nicht minder kritisch aufgenommener Vorgänger. Unrichtig, während ich so die Blätter unter dem Daumen vor meinen Gesicht vorbeiräumen lasse und bald ein hübsches Bildchen, bald ein brauchbare Notiz entdecke, da fällt mir auf einmal der alt vertraute Name Deimburg ins Auge: er steht unter derselben Ueberschrift, der ich vor vorigen Jahre her ein so freundliches Gedenten bewahre: „Aus meine vier Föhlen“. Und ich lese und lese fort — das „Fildordchen“ der Deimburg und die anderen Erzählungen von Hans Arnold und Joachim Dürow, merke mir auch manchen Artikel zum Späterlesen — denn es ist spät geworden inzwischen — dann klappe ich das rothe Büchlein zu, unmerklich; die Jungst noch so vorwurfsvoll leuchtende Jahreszahl 1891 hat ihre Schrecken für mich vollständig verloren; nicht mehr grämlich und nichtsträuflich, sondern mit behaglichem Vergnügen betrachte ich den frühesten eines neuen Jahrganges — ich war in angenehmer Stimmung.

Nun denn, was der „Gartenlaube-Kalender“ an mir gethan hat, da möge er an Tausenden bewahren! Und somit sei ihm ein herzlich „Gut auf!“ mitgegeben auf seinen Weg!

Kleiner Briefkasten.

D. R. in Mannheim. Sie finden die einschlägigen Bestimmungen in der „Deutsche Verordnungs“ § 108.3 schreibt vor, daß „heimatbüchlein, Auslandspässe und sonstige Reiserapiere mitzuzuführen nur für die Dauer der ihnen bewilligten Zurückstellung genähert sind.“ Entlassung aus der Reichsangehörigkeit aber (d. h. Gewöhnung zu Auswanderung) darf nach § 27.1 nicht erteilt werden: „Abgeschiedenen, welche sich in der Alter vom vollendeten 17. bis zum vollendeten 25. Lebensjahre befinden, bevor sie ein Zeugnis der Geschäftsmitteln darüber beigebracht haben, daß sie die Entlassung nicht bloß in der Absicht nachsuchen, um sich der Dienstpflicht im Heere oder in der Marine zu entziehen.“

P. G. in Leoben. Die „Sandwiches“ haben ihren Namen nicht etwa von den Sandwichsinseln, sondern von einem Lord Sandwich, der die schwimmenden Brötchen zuerst London für seinen Freizeitsportlich bereiten ließ. Ob dieser Lord derselbe Obel der englisch Admilität ist, auf dessen Namen Cook 1778 die neu entdeckten Inseln in der Südrsee lauff darüber schweigt leider die Geographie. Jedenfalls aber kann die Ähnlichkeit der Brötchen der Sandwichsinseln ebenfalls darüber hinnehmen, als die Entdeckung der Sandwichsinseln!

Richard W. in München. Aufzage „Schiffstopp“. Wir eruchen Sie um genaue Angabe Ihrer Adresse, damit wir Ihnen brieflich antworten können.

Inhalt: Sommerwende. Roman von Marie Bernhard (3. Fortsetzung). S. 629. — Schloß Kronborg. S. 629. Bild. — Die Gänsewiese. Bild. S. 632 u. 633. — St. Peters. Mit Bildniß. S. 635. — Hinderberg und seine Streichmusik. S. 636. Mit Abbildungen S. 636, 637 u. 638. — Heiße Tage. Erinnerungen aus der Schlacht bei Woffreit am 31. August 1870. S. 639. — Der erste Schritt. Bild. S. 641. — Ein Mann. Roman von Hermann Heiberg (11. Fortsetzung). S. 643. — Werkwürdiger Fall. Bild. S. 645. — Blätter und Blüthen: Die Sitten der guten Gesellschaft. S. 647. — Schloß Kronborg. (Zu dem Bilde S. 629). S. 648. — Der Ehrenthurm für Friedrich Fröbel. S. 648. — Der „Gartenlaube-Kalender“ von 1891 auf den Weg. S. 648. — Kleiner Briefkasten. S. 648.

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das dritte Quartal dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift. Wir ersuchen daher die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das vierte Quartal schnellmöglich aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen Reichspostamts aufmerksam laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche nach **Beginn des Vierteljahres** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig).

Einzelne gewünschte Nummern liefern wir pro Nummer incl. Porto für 35 Pfennig (2 Nummern 60 Pf. 3 Nummern 85 Pf.). Den Betrag bitten wir bei der Bestellung in Briefmarken einzusenden. **Die Verlags-Handlung**